N12<528773253 021
LS
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Zweites Heft.

Vorderasien.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1876.

Gk I 150 b

Vorderasien.

Wieder ist es nicht irgend ein Land der Heiden, über dem jetzt erst die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht, wohin wir unsre Blicke richten. Es ist vielmehr die Wiege der Menschheit, auf welche alle die schwachen Reste ursprünglicher Gotteserkenntniß zurückdeuten, die sich unter den Völkern der Erde erhalten haben; es sind weite Gebiete, welche in spätere Zeit mehr oder weniger in den Bereich der göttlichen Offenbarung eintraten, ja theilweise durch den unmittelbaren Dienst der Apostel das Evangelium erhielten und nun zum zweiten Mal Missionsboden geworden sind. Eine lange Nacht hat sich über sie gelagert und bedeckt sie theilweise noch; neben dem trüben Schimmer des Halbmondes beginnen nun aber aufs Neue Strahlen des tröstenden Lichts von Oben in jene verödeten Länder zu fallen.

Im Centrum dieser Letzteren liegt Armenien, das Quellland des Euphrat und Tigris, Kur und Aras, wie der Ausgangspunkt der Geschichte. Den Westflügel bildet das Tafelland Kleinasien, den schmalen Südflügel das kürzlich von uns durchwanderte, terrassenförmige Küstengebirge von Syrien, den breiten südöstlichen und östlichen Flügel das Alpen- und Stufenland Kurdistan und weiterhin das Hochland von Iran. Zwischen Syrien und Iran breitet sich die dürre, syrisch-arabische Wüste und die reichbewässerte babylonische Tiefebene aus; im Norden von Armenien erhebt sich das Hochgebirge des Kaukasus.

Unterworfen sind diese Länder gegenwärtig drei Mächten. Zur Türkei gehören (außer Syrien und Palästina) Kleinasien, das westliche und südliche Armenien, Kurdistan und die babylonische Tiefebene; dem Schah von Persien Iran nebst dem östlichen Armenien; Rußland die Kaukasusländer bis nach Armenien hinein. — Die Mission hat unter der muhammedanischen Bevölkerung Vorderasiens bis jetzt

nur sehr wenig thun können; um so frischere Lebenstriebe aber hat sie in zwei fast erstorbenen Zweigen der alten Christenheit geweckt. Lassen wir, ehe wir uns speciell zu ihnen wenden, einige Bilder aus der Gegenwart und Vergangenheit all dieser Länder an unsrem Geistesauge vorüberziehen.

1. Kleinasien.

Nach dem durch den Wandel unsres Herrn selbst geweihten Boden Palästinas hat wohl kein anderes Land eine reichere Vergangenheit gehabt als Kleinasien. Urgriechischer als Griechenland selbst könnte man ja fast die im grauen Alterthum an der romantischen Westküste aufblühenden Ansiedlungen der Aeolier, Jonier und Dorer nennen, weil in ihnen noch früher als im Mutterlande griechische Poesie und Wissenschaft erblühte. Wie reichen Stoff haben nicht Homer, der älteste Dichter, und Herodot, der Vater der Geschichte, in ihrem Vaterland Jonien gefunden! Ist hier doch fast kein Landungsplatz, kein Thal und kein Berg, woran sich nicht das Andenken an irgend eine Heldenthat oder Heldengestalt aus Geschichte oder Sage knüpfte. Wie heiße Kämpfe sind hier nicht todesmuthig ausgefochten, wie glorreiche Siege nicht errungen worden! Hier stieß die persische Weltmacht auf den ersten Widerstand, hier wurde durch Alexanders zermalmenden Siegeslauf ihr Sturz besiegelt. Auf manch blutigem Schlachtfeld Kleinasiens entschied sich die römische Herrschaft über den Orient; hier entbrannten auch jene mörderischen Kämpfe, die das Vorspiel von Roms Zerfall bildeten.

Kaum minder bedeutungsvoll erscheint Kleinasien in der christlichen Urgeschichte. In dem durch griechische und jüdische Gelehrsamkeit damals gleich berühmten Tarsus empfieng ja der große Heidenapostel seine erste Bildung; vom syrischen Antiochien aus durchzog er predigend die verschiedenen Provinzen der Halbinsel. In Ephesus wirkte längere Zeit nicht nur er, sondern später auch der Jünger, den der Herr lieb hatte; in Nicäa tagte die erste allgemeine Kirchenversammlung.

Heute ist das herrliche Land fast zur Wüste geworden; seine jetzigen Bewohner kennen nicht einmal mehr die Namen der Staaten und Völker, die es einst bedeckten. Vergessen sind die tapfern, zum Theil auch als Seeräuber gefürchteten Cilicier, Pamphilier, Pisidier, Lycier

und Carier, welche die Südküste inne hatten; erst in neuester Zeit wieder aufgefunden wurden manche der berühmtesten Stätten griechischen Lebens. Vergessen ist das gewaltige Lydien, welches Lycien und Carien, wie das nördlichere Bithynien und Paphlagonien unterjochte und so die ganze Westhälfte der Halbinsel unter seine Botmäßigkeit brachte; vergessen auch die persische Herrschaft, welche sich lange Zeit über die Osthälfte Kleinasiens erstreckte und aus deren Satrapien später die Reiche Kappadocien, Pontus und Bithynien hervorgiengen; vergessen sind ebenso die vom fernen Westen gekommenen Galater. Halbwilde, räuberische Nomadenstämme durchziehen mit ihren Kamelen, Büffeln, Schafen und Ziegen die Steppen des innern Plateaus, das an Größe und Gestalt dem spanischen gleicht, an seinem Südrand von den wild aufstarrenden riesigen Schneegipfeln und tiefen Felsschlünden des granitnen Taurus, und im Norden von den sanfteren Höhenzügen eines diesem gleichlaufenden, reichbewaldeten Gebirgs erfüllt ist, welches sich in drei Terrassen zu dem schönen fruchtbaren Gestade des schwarzen Meeres hinabsenkt. Die Bevölkerung der wenigen Städte bilden außer den türkischen Beherrschern des Landes Griechen, Armenier und Juden. Es sind das im Innern namentlich Kjutahia und Karahissar (im alten Phrygien) Konia (Ikonium, in Lykaonien) Angora (in Galatien) Kaisarieh (in Cappadocien) Amasia, Tokat und Sivas (in Pontus); am Südrande Tarsus (nahe am Cydnus, in dessen Fluthen Alexander fast ertrank und Barbarossa den Tod fand) nebst dem dahinter liegenden Adana; am Westrande Aidin, Smyrna und Manisa (Magnesia); am Nordrande in herrlicher Gegend am Fuße des mysischen Olymp Brusa und weiterhin Ismid (das alte Nikomedien), einst die glänzenden Hauptstädte der bithynischen Könige; Skutari, die asiatische Vorstadt und der Begräbnißplatz Konstantinopels; Sinob, die Vaterstadt des Diogenes; Kersun, woher die Kirschen nach Europa kamen, und endlich Trapezunt, im Mittelalter die Hauptstadt eines kleinen griechischen Kaiserthums, das den Fall des eigentlichen Reichs noch eine Zeitlang überlebte.

Derbe, der Geburtsort des Timothens und Gajus, und Lystra, wo Paulus gesteinigt wurde, sind noch nicht wieder aufgefunden worden. Wohl bekannt sind dagegen die Stätten der Gemeinden, an welche die sieben apokalyptischen Sendschreiben gerichtet waren; sie alle lagen im Kreise herum an der jetzt zerfallenen Römerstraße, die in der Provinz Asia der Küste entlang und ins Innere führte. Ephesus, die erste derselben, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Von dem

sich darüber erhebenden Berge Prion aus kann der Wanderer hinabschauen auf die Bänke des Amphitheaters, wo dichtes Schilfrohr zwischen Marmorblöcken wogt und den geschlängelten Lauf des Kayster durch den jetzt verschlammten Hafen von Panormus bezeichnet. Rückwärts gewendet hat er die zerklüfteten Wände jener „obern Länder" vor sich, durch die Paulus einst herab kam. Südwärts kann das Auge den sich am Meer hinziehenden Weg verfolgen, auf welchem die Aeltesten der Gemeinde nach Milet reisten um die letzten Aufträge ihres geistlichen Vaters zu vernehmen. (Siehe die Abb.)

Ruinen von Ephesus.

Wir wissen, wie auch nach jenem rührenden Abschied Pauli Herz unter allen Reisen und Trübsalen bei der Gemeinde in Ephesus weilte, wie es ihm anlag, daß sie sich der Leitung ihres jugendlichen Hirten Timotheus doch willig unterwerfen und feststehen möchte im Kampf gegen die Irrlehren, die gleich einem Krebsschaden ihr Lebensmark zu verzehren drohten, denn Jahrhunderte nachdem die weltberühmte Stadt zur trostlosen Wildniß geworden ist, wirkt sein Brief an die dortigen Christen fröhlich fort und schafft Frucht in tausend und aber tausend Herzen. Auch von der Wirksamkeit des greisen Johannes in Ephesus hat sich manch liebliche Sage erhalten. Die Stätte selbst birgt wenigstens eine Erinnerung. Ajasoluk heißt ein etwa eine halbe Stunde von den Ruinen gelegenes türkisches Dörflein, der einzige bewohnte Platz in der Umgegend. Dieser Name ist nur eine Verketzerung des griechischen Hagiotheologus (der heilige Theologe), wie Johannes in der ganzen orientalischen Kirche genannt wird. Wahrscheinlich war die große Moschee dieses Dorfes ursprünglich die von Kaiser Justinian erbaute Kirche, welche dem Gedächtniß des Apostels geweiht war.

Beschämend sind die kirchengeschichtlichen Erinnerungen, die sich drei Jahrhunderte später an Ephesus knüpften. Hier wurde 431 die dritte allgemeine Kirchenversammlung gehalten, welche die Lehre des Bischofs Nestorius von der blos verbundenen Doppelnatur in Christo zwar mit Recht verwarf, sich dabei aber durch leidenschaftliches Gezänke und hin und hergeschleuderte Flüche in trauriger Weise berühmt machte. Aergerlichere Auftritte noch als auf der ersten, fanden auf der zweiten Kirchenversammlung statt, die 449 in Ephesus gehalten wurde. Verdientermaßen ist dieselbe unter dem Namen der „Räubersynode“ bekannt, mit dem der Bischof Leo von Rom sie brandmarkte. Mit dieser traurigen Scene endet gewissermaßen die Geschichte von Ephesus. Sein Leuchter wankte, das Licht brannte zusehends dunkler und erlosch endlich ganz. Allen Greueln endloser Kriege und barbarischer Einfälle preisgegeben, gerieth die Stadt in immer tieferen Zerfall, bis im J. 1312 die türkischen Heerführer Sarukhan und Aidin sie vollends ganz zerstörten und von der Marienkirche so wenig eine Spur mehr blieb wie von dem Dianentempel, der einst den Mittelpunkt aller christenfeindlichen Bewegungen bildete.

Erst im Dez. 1869 hat man die Stätte jenes im J. 262 von den Gothen zerstörten Prachtbaus wieder aufgefunden, denn seine herrlichen Marmorplatten und Säulen wurden fast alle zum Schmuck der in Byzanz und Italien erstehenden Kirchen verschifft. Uns aber dringt

an diesem Ort der Verwüstung erschütternd der Mahnruf ans Ohr: „Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße. Wo aber nicht, so werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen."

Sechzehn Stunden nördlich von Ephesus erhebt sich an einer unvergleichlich schönen Bucht amphitheatralisch Smyrna, „die Perle" Kleinasiens. (Siehe die Abb.)

Sie hat vor allen andern orientalischen Städten die Eigenthümlichkeit voraus, daß ihre weißgetünchten Häuser mit rothen Ziegeldächern

Smyrna.

versehen sind, was ihr ein an das Abendland erinnerndes Gepräge gibt. Auch sonst macht sich der Einfluß des Abendlandes sofort bemerklich. Der Hafen ist belebt durch europäische und amerikanische Schiffe; dem Ufer entlang erhebt sich eine Reihe großer Konsulatsgebäude mit den Flaggen aller Nationen. Telegraphendrähte setzen Smyrna mit Konstantinopel, wie mit allen ottomanischen, persischen und indischen Stationen und ebenso mit Aegypten, Tripolis, Tunis und Algier in Verbindung. Eine Eisenbahn führt über Asasolukk südostwärts nach Aidin, eine andere gerade ostwärts nach Allahschehr, dem alten Philadelphia.

Welche Wechsel hat Smyrna nicht alle gesehen, seit in jenem Theater, dessen Grundmauern noch stehen, der treue Polykarp die Märtyrerkrone erlangte! Aber obgleich sechsmal durch Erdbeben und vielfach durch Eroberer zerstört, ist es doch immer wieder erstanden und hat sich in der Ausübung des christlichen Glaubens vergleichungsweise Freiheit gewahrt. Unter seinen 150,000 Einwohnern bilden die Moslemen die Minderheit, weßhalb sie es „Dschiaur Ismir," das ungläubige Smyrna nennen. Es ist der Hauptsitz der Neugriechen in Kleinasien, welche sieben Kirchen da haben; neben ihnen betheiligen sich italienische, französische, holländische und englische Kaufleute an dem lebhaft betriebenen Handel.

Ob wohl unter all diesem bunten Gewoge und Getreibe da und dort auch Seelen versteckt sind, deren tiefstes Sehnen nicht auf irdischen Gewinn, sondern auf die eine köstliche Perle des Himmelreichs geht? Im Allgemeinen theilt Smyrna mit den meisten großen Handelsstädten eine tiefe Sittenverderbniß. Viele Missionare und Gesellschaften haben längere Zeit da gewirkt, ohne viel Frucht ihrer Arbeit zu sehen. Eine große äußere Blüte wenigstens hat das 1853 von Kaiserswerth aus gegründete Diakonissenlehrhaus erlangt, in welchem die Töchter der angesehensten Kaufleute aller christlichen Confessionen eine auf das Wort Gottes gegründete Erziehung erhalten. So groß ist der Ruf dieser Anstalt, daß sehr oft junge Männer, welche sich zu verheirathen wünschen, die Oberin derselben zuvor um Rath fragen. An das Pensionat angehängt und durch dessen Ertrag unterhalten, ist seit 1866 ein Waisenhaus; noch neuern Datums ist eine Armenschule, die auch sofort großen Anklang fand.

Etwa 24 Stunden nördlich von Smyrna liegt im Thale des Caicus die Stadt Bergama. (Siehe die Abb. S. 10.)

Cypressen und großartige Ruinen überschatten die armseligen Woh-

Bergama.

nungen des heutigen Geschlechts. Auf dem stolzen Berge hinter der Stadt zieht sich als eine lange, unregelmäßige Linie eine zerfallende Mauer hin, verschiedene Trümmergruppen umschließend, aus denen in seltsamem Kontrast mit den dunkeln Basaltwänden des Berges zerbrochene Friese und halbversunkene Säulen von weißem Marmor hervorragen, ein noch immer ergiebiger Steinbruch für träge türkische Maurer und Kalkbrenner. Das war die Akropolis des alten Pergamum, deren Wälle die ganze Altstadt umfaßten. Majestätisch erhoben sich in ihr der königliche Palast und der herrliche Tempel, denn Pergamum war nicht nur die glänzende Hauptstadt des durch seine Schätze weit be-

rühmten pergamenischen Staates, den bei der Zertrümmerung des griechischen Weltreiches die Statthalter des vorher unbedeutenden Platzes gründeten, sondern gleich Ephesus auch ein Mittelpunkt heidnischen Aberglaubens. Seine besondere Schutzgottheit war Aeskulap, der Krankenheiler, dessen Priester sich rühmten, durch Beschwörung und Zauber allerlei Übel bannen zu können. Schaaren von Hilfesuchenden strömten ihm zu, und selbst römische Kaiser verschmähten es nicht, dem Gott ihre Gaben darzubringen und in den Hallen des Tempels zu schlafen, wo man im Traume seine Vorschriften zu erlangen hoffte. Vielleicht darf man in den an die Gemeinde von Pergamum gerichteten Worten: „Ich weiß, was du thust und wo du wohnest, da des Satans Stuhl ist," eine Anspielung darauf sehen, daß Aeskulap als Symbol eine Schlange beigegeben und ihm zu Ehren in seinem Tempel immer eine lebendige gepflegt und gefüttert wurde.

Pergamum ist nicht wie Ephesus zur Einöde geworden. Seine einstige Pracht ist zwar verschwunden, aber heute noch, nach 2000 Jahren besteht in seinen altberühmten Pergament-Gerbereien ein Gewerbszweig fort, der an die Zeit seiner vergangenen Größe mahnt. Die Sophienkirche ist zur türkischen Hauptmoschee geworden, während eine gewaltige Ruine den Ort der früheren Kathedrale St. Johannis und wohl auch des Aeskulaptempels bezeichnet; Johannes aber war es, wie die eingebornen Christen behaupten, der die ersten Jünger dieser Stadt taufte. Von dem treuen Zeugen Antipas ist keine weitere Erinnerung übrig geblieben, höchstens mahnen an ihn die Reste des Amphitheaters, in welchem einst Christen den wilden Thieren vorgeworfen wurden; aber in Polykarps Zeiten hören wir von Jüngern und Jüngerinnen, die ihrem Glauben bis zum Märtyrertode treu blieben; und der edle Attalus, der am Gestade der Rhone für seinen Herrn das Leben ließ, war auch ein Pergamener. Sieht man sich heute unter den 4000 Griechen um, die neben 20,000 Türken verschüchtert und halblaut ihren alten Gottesdienst in einem elenden Gebäude verrichten, so fragt man sich wohl: Werden hier auch noch einmal Jünglinge und Männer erstehen, die glauben und darum reden?

Etwa 16 Stunden südöstlich von Pergamum liegt an einem Nebenflüßchen des Hyllus die Stadt Akhissar (daß weiße Schloß.) Ein reicher Gürtel schöner Gärten umsäumt sie, und die von der Sonne angezogenen Dünste bilden eine zitternde Wolke über ihr. Das ist das alte Thyatira. (Siehe die Abb. S. 12.)

Es soll unter verschiedenen Namen schon mehrere Generationen

Thyatira.

hindurch bestanden haben, als Seleukus, der Gründer des syrischen Reichs, hier eine macedonische Kolonie anlegte und sie nach seiner da gebornen Tochter Thyatira nannte. In friedlicher Beschäftigung mit Handel und Gewerben entgieng Thyatira vielen Wechselfällen, die seine ehrgeizigen Nachbarstädte betrafen. Die römischen Kaiser Vespasian und Caracalla scheinen aufgefundenen Inschriften nach seine besondern Gönner gewesen zu sein. Drei solche Inschriften erwähnen insbesondere auch die Zunft der Purpurkrämer und erinnern uns darum an jene Lydia, mit welcher der Apostel Paulus in Philippi zusammentraf. Daß sie ihm dort, in der macedonischen Heimat begegnete, wirft zugleich

ein interessantes Schlaglicht auf den regen Verkehr zwischen der Kolonie und dem Mutterlande. Nicht so leicht verständlich sind die Anspielungen des apokalyptischen Sendschreibens auf die besondern Verhältnisse Thyatiras im apostolischen Zeitalter, da wir davon zu wenig wissen, um jene Worte der Warnung mit Sicherheit deuten zu können.

Außer der gelegentlichen Aufzählung eines Bischofs von Thyatira in der Liste der orientalischen Kirchenversammlungen verschwindet der Name dieser Stadt aus der Geschichte bis gegen die Zeit des Todeskampfes, in welchen das byzantinische Reich mit den türkischen Horden verwickelt wurde. Damals zeichnete sie sich durch ihren Eifer für die Sache des Christenthums aus und wurde erst, nachdem außer Philadelphia alle andern kleinasiatischen Städte sich vor dem Halbmond gebeugt hatten, im Sturm genommen.

Hundert Jahre später wurde Thyatira von dem Welterstürmer Timur verwüstet und dann nach dem Siege, welchen Sultan Murad unter seinen Mauern erfocht, dem türkischen Reiche einverleibt. Ein Drittel der im Ganzen 15,000 Seelen zählenden Bevölkerung bekennt sich noch zum Christenthum, von dem die Bewohner der ganzen Umgegend massenhaft abfielen in jenen Schreckenstagen, da die Witwen und Töchter der Erschlagenen in die Gewalt der Sieger geriethen, und die jungen Männer sich durch Vorspiegelung einer militärischen Laufbahn und der Befreiung von Abgaben zur Verleugnung ihres Glaubens verleiten ließen. Noch steht die alte St. Johanniskirche, und obgleich sie in eine Moschee verwandelt ist, deren Schwelle kein Christ betreten darf, ist sie dem unterdrückten Häuflein immer nur „die Kirche des heiligen Theologen." Auch in unsern Tagen haben sich dort Seelen gefunden, denen der Herr, wie jener Lydia, das Herz aufthat für die Botschaft seiner Diener.

Wem wären durch die Geschichte des unglücklichen Krösus das goldreiche Königreich Lydien und seine prachtvolle Hauptstadt Sardes nicht vertraute Namen, von Kindheit auf eingeprägt als ein erschütterndes Beispiel der Vergänglichkeit alles irdischen Glücks und Reichthums? Eine ernstere Predigt noch, als das Geschick des in den Tagen seines Wohlergehens so sichern und freudetrunkenen Fürsten, ist das elende Dorf, das jetzt an der Stelle steht, wo einst die zweite Stadt nach Rom sich erhob, an Pracht kaum geringer als Babylon. (Siehe die Abb. S. 14.) Außer einigen Lehmhütten und zerrissenen Zelten der Turkmanen sind jetzt keine Wohnstätten mehr da, wo eine aus allen Völkern Kleinasiens gemischte Menge wogte: aus dem Palaste des

Ruinen von Sardes.

Krösus ertönt die Pfeife des Kameltreibers, und aus dem Gemäuer der alten Christenkirche der Gesang der einsamen Steindrossel. Merkwürdig verwittert und gezackt steht die Akropolis da, ihre einstige Zinnen sind beinahe ganz in die Ebene hinabgerollt; die Aussicht von dort oben aber ist herrlich.

Man schrieb einen großen Theil des zum Sprichwort gewordenen Reichthums der lydischen Könige dem Goldsand des an Sardes vorbeifließenden Paktolus zu, die wahre Quelle desselben lag aber weit mehr in der politischen und kommerziellen Bedeutung ihrer Residenz. Die

lydischen Könige sollen zuerst auf die Einrichtung von Läden verfallen sein, während bis dahin der Handel nur auf Märkten und durch herumziehende Kaufleute vermittelt wurde. Die Färbekunst, der Thyatira seine Blüte verdankte, wurde zuerst in Sardes erfunden, das zugleich der große Markt für die Wolle und wollenen Stoffe war, welche den Reichthum Phrygiens ausmachten. Vermuthlich haben die berühmten sardischen Webereien, aus denen die Reichen ihre Teppiche bezogen, den späteren türkischen Teppichwebereien zum Muster gedient. — Die den Christen in Sardes naheliegende Gefahr war nicht sowohl Aberglaube, als Weltförmigkeit; Reichthum und Wohlergehen übten auf die Kirche ihren erkältenden Einfluß, bis sie in geistlichen Tod versank und die Lampe des Glaubens in den Herzen der Bekenner erlosch.

Mit der Geschichte Philadelphias (siehe Abb. S. 16) verknüpft sich nicht, wie mit der ihrer meisten kleinasiatischen Schwesterstädte, ein ins graue Alterthum hinaufreichender Kranz von Mythen. Es kann sich nicht rühmen, die Geburtsstätte eines gefeierten Heldeu gewesen zu sein, auch keine Göttin hatte es sich der Sage nach zu ihrem Heiligthum erwählt. Ebensowenig konnte es sich an königlichem Glanz mit Pergamum und Sardes messen. Erst im J. 140 v. Chr. an der Grenze Lydiens und Phrygiens erbaut, verdankte es seine ganze Bedeutung dem regen Handelsverkehr, dessen Mittelpunkt es wurde. In politischer Beziehung wurde es von den Römern unter die Gerichtsbarkeit von Sardes gestellt. Die niedrigen Hügel, welche sich unmittelbar hinter Philadelphia erheben, sind von dem sie überragenden Bergzug herabgeschwemmt worden, dessen schön bewaldete Höhen einen herrlichen Blick auf die Stadt mit ihren zwischen Obstgärten halb versteckten Trümmern gewähren. Die Gegend rings umher ist wellenförmig, wie ein inmitten seiner Bewegung plötzlich erstarrtes Meer. Alte Lavaströme, deren verwitterte Oberfläche sich mit der Zeit in eine fruchtbare schwarze Erdschicht verwandelt hat und jetzt mit üppigem Grün bedeckt ist, lassen sich, nur hin und wieder von einem dunkeln Basaltblock unterbrochen, nach allen Richtungen hin deutlich unterscheiden.

„Zu essen von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist," wurde den Ueberwindern in Ephesus als Lohn vorgehalten; denen in Smyrna, wo außer den Siegern bei den alle fünf Jahre wiederkehrenden Spielen auch die Priester am Schlusse ihres jeweiligen Dienstjahres mit einem Kranze geehrt wurden, verheißt der Herr die Krone des Lebens; denen in Pergamum den Morgenstern; denen in Thyatira das verborgene Manna, denen im königlichen Sardes weiße

Philadelphia.

Kleider. Für Philadelphia lautet das Ermunterungswort: „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler im Tempel meines Gottes und soll nicht hinausgehen, und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen des neuen Jerusalems.“ Welcher Pilger, der sich hienieden als Gast und Fremdling fühlt, freute sich nicht der herrlichen Aussicht, einst als Bürger in der herrlichen Stadt zu wohnen, deren Baumeister Gott selbst ist?“ Eine ganz besondere Bedeutung aber mußten diese Worte für Leute haben, deren irdische Heimat wieder und wieder von Erdstößen bedroht und erschüttert wurde. Und das war Philadelphias Loos. Einmal über das andere legte ein Erdbeben die Marmorsäulen seiner Tem-

pel in den Staub, und die unaufhörliche Ausbesserung der beschädigten Stadtmauern verschlang ein gut Theil des Wohlstandes seiner Bevölkerung. Ja, so laut predigten die Ritzen seiner Häuser die Vergänglichkeit aller Menschenwerke, daß so oft sich das dumpfe Getöse hören ließ, das einen nahenden Erdstoß zu verkünden pflegt, die Bewohner der Stadt ins Freie hinaus flüchteten, um nicht unter dem Schutt ihrer Habe begraben zu werden. Wie süß mußten unter solchen Erfahrungen ihnen die Worte klingen: „Nicht mehr hinausgehen."

Merkwürdig ist an Philadelphia im Laufe von beinahe zwei Jahrtausenden auch der erste Theil der ihm gegebenen Verheißung erfüllt worden: „Ich will dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Erdkreis." In einiger Entfernung vom Meer, von den Kaisern vergessen, auf allen Seiten von Türken umringt, vertheidigten seine muthigen Bewohner ihre Freiheit und ihren Glauben 80 Jahre lang, bis sie endlich mit dem stolzesten aller osmanischen Fürsten kapitulirten. Von der heutigen Bevölkerung, die sich auf etwa 15000 Seelen beläuft, bekennt sich ein volles Drittheil zur griechischen Kirche, und allein unter allen Gemeinden der innern Provinzen Kleinasiens genießen die Christen hier das Recht, ihre Glocken zu läuten. Sogar Philadelphias türkischer Name Allahschehr (die Stadt Gottes) scheint anzudeuten, daß ihre Besieger ihr entweder eine besondere Heiligkeit oder einen besonderen göttlichen Schutz zuerkannten. Heute brennt, obgleich der Leuchter noch steht, das Licht des Evangeliums dort nur sehr trübe.

Eine ungleich glänzendere Vergangenheit als Philadelphia hatte das südöstlichere Laodicea. (Siehe Abb. S. 18.) Seine Gründung reicht in die Zeit der jonischen Kolonien hinauf. Nach wechselvollen Geschicken in früheren Tagen, gelangte es unter römischer Herrschaft schnell zu großer Blüte, und manche seiner Kaufleute verwendeten einen Theil ihrer fürstlichen Einkünfte darauf, ihre Vaterstadt mit prächtigen Gebäuden zu schmücken. Der rege Handelsverkehr hatte schon längere Zeit vor Christi Geburt viele Juden herbeigezogen, und so begreift sichs leicht, daß die Kunde von der neuen Religion schnell nach Laodicea drang, wie wir dies aus dem Brief Pauli an die benachbarten Kolosser sehen. Unangefochten von feindseligen Heiden, falschen Juden und christlichen Irrlehrern, und schwelgend in zeitlichem Wohlergehen, war am Schluß des ersten Jahrhunderts der christlichen Kirche die Gemeinde von Laodicea in eine Sicherheit und Selbstbespiegelung versunken, über die der Herr ihr mit erschütterndem Ernste seinen Abscheu

und Ekel kund that, wie Er andererseits den Ueberwindern die höchste aller Verheißungen gab.

Ob die laodiceischen Christen sich dadurch eine Zeitlang aus ihrem Schlaf aufrütteln ließen, wissen wir nicht; als Sitz eines Metropolitans und verschiedener Kirchenversammlungen wird die Stadt später öfters genannt; auch militärische und kommerzielle Bedeutung behielt sie noch lange. Als aber gegen das Ende des 11. Jahrhunderts die wilden Horden der Türken Kleinasien überschwemmten, war Laodicea eine der ersten Städte, die in ihre Hände fielen. Ums Jahr 1120 von Kaiser

Johann Komnenus zurückerobert, blieb es ein Jahrhundert hindurch der Zankapfel der sich um seinen Besitz streitenden Türken, Mongolen und Griechen, bis es 1230 endlich von den Osmanen erstürmt und von Grund aus zerstört wurde. Die entronnenen Christen flüchteten sich auf den Cadmus, an dessen Fuß sie später das Dörflein Denisli bauten. In Laodicea's zerfallenen Theatern, von denen noch einige Marmorblöcke übrig sind, hausen jetzt Wölfe und Füchse, die Umgegend ist trostlos öde.

Das nahe Kolossä wurde noch zu Lebzeiten des Apostels, kurz nachdem er sein warnendes Sendschreiben an die dortige Gemeinde erlassen hatte, durch ein Erdbeben zerstört. Zwar wurde die Stadt wieder aufgebaut, aber sie erreichte den vorigen Glanz nicht mehr, und seit der Türkenherrschaft liegt sie ganz in Trümmern. Von der einstigen Pracht des gleichfalls nachbarlichen Hierapolis zeugen noch ansehnliche Ruinen in imposant großartiger Umgebung. Furchtbar hat sich so nicht nur an Laodicea, an das er zunächst gerichtet war, sondern an der ganzen kleinasiatischen Christenheit der zermalmende Richterspruch erfüllt: „Weil du lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde."

---

2. Armenien und Kurdistan.

Als eine die Straße von Asien nach Europa beherrschende Hochwarte ist im Osten Kleinasiens das armenische Gebirgsland zwischen das mittelländische, das schwarze und das caspische Meer hineingestellt. Nur beschwerliche Pfade (Siehe die Abb. S. 20.) führen im Norden und Süden zu den von rauhen Felsthälern durchrissenen Triften empor, welche eine 4000—6000′ hohe Unterlage für die darauf gesetzten Berge bilden. Einsam erhebt sich auf ihnen gleich einer Weltmarke der vulkanische, schneebedeckte Gipfel des großen Ararat 16,000′ über die Meeresfläche; den Grenzwächter zwischen dem hier stetig vordringenden Rußland, der Türkei und Persien bildet der 12,000 Fuß hohe kleine Ararat. Während die griechische Sage den Ararat als den Berg bezeichnet, auf dem sich nach der Sintflut die rettende Arche

Armenischer Gebirgsweg.

niedergelassen habe, nehmen die syrischen und chaldäischen Bibelübersetzer dafür den südlicheren Berg Dschudi in Anspruch. Wichtiger als die Verschiedenheit in Betreff des Punktes, ist jedenfalls die Uebereinstimmung der Sagen in dem Hochland Armeniens, das 1 Mos. 8, 4. Land Ararat heißt. Auch zwei Ortsnamen erinnern an den Stammvater des neuen Menschengeschlechts. Eriwan „sichtbar," heißt die Hauptstadt Russisch Armeniens, weil Noah vom Ararat aus diese Stelle als trocken gesehen haben soll; Argurri (armenisch arg er hat gepflanzt und urri Rebe) hieß ein uraltes Dorf am Nordabhang des Berges nach der Sage, daß er dort die ersten Reben gepflanzt habe. Erst 1840 hat ein furchtbares Erdbeben, das am Ararat einen mächtigen Spalt aufriß, durch den unterirdische Wassermassen hervorbrachen, dieses Dorf und seine Weinberge sammt dem nahen Kloster St. Jakob verschüttet.

Auf seiner kühlen, luftigen Bergінsel stand das armenische Volk seit ältester Zeit mit den Hauptreichen des nordasiatischen Alterthums in häufiger Berührung und wurde von ihnen je und je unterjocht. Alexanders siegreichen Waffen erlagen die Armenier zugleich mit den Persern und mit ihnen erkämpften sie auch in der Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. und gegen das Reich der Seleuciden wieder ihre Unabhängigkeit. Ein Zweig des persischen Arsacidenhauses beherrschte seitdem fast sechs Jahrhunderte lang das armenische Hochland, bis es den Römern erlag. Seitdem war die Kraft des armenischen Reiches gelähmt, und stete Kriege und Plünderungen, aber auch der unruhige

Handelsgeist der Nation trieben Tausende zur Auswanderung an die Nord- und Westküste Kleinasiens, in die Hafenstädte des schwarzen und caspischen Meeres, nach Persien und Indien, wie nach Byzanz, Ungarn, den Donaufürstenthümern und Galizien, so daß wenigstens auf türkischem Gebiet die Armenier in ihrer Heimat jetzt kaum zahlreicher vertreten sind, als in anderen Theilen des Reichs. Im Ganzen wird ihre Zahl auf $3^1/_2$ Millionen geschätzt, wovon zwei auf die Türkei kommen, der Rest auf Rußland und Persien.

Um Christi Geburt herrschte in allen Theilen des Landes der persische Ormuzd-Dienst; die ersten Einwirkungen des Erscheinens Christi sollen schon früh sich nach Süd-Armenien erstreckt haben. Bis heute werden die Apostel Thaddäus und Bartholomäus, die hier den Märtyrertod gefunden haben sollen, als die besondern Schutzheiligen des Volkes verehrt. Doch erst der in Kleinasien zum Christenthum bekehrte Arsacidenprinz Kirkor wurde zu Anfang des vierten Jahrhunderts der eigentliche Gründer der armenischen Kirche. Eine magische Auffassung der Erscheinung Christi, Hang zum Wunderglauben, sinnliche Verehrung des Kreuzeszeichens und der Heiligen-Reliquien und Ueberschätzung des Klosterlebens finden sich schon bei ihm, daher ist es nicht zu verwundern, daß Kultus, Leben und Sitte bei den christlichen Armeniern von Anfang an viel Abergläubisches in sich aufnahm und mehr noch als sonstwo in Fasten und Ceremonien befangen blieb. Doch richteten die Väter der armenischen Kirche nicht erfolglose Anstrengungen auf die Erziehung der begabteren Jugend, sendeten armenische Jünglinge nach Constantinopel, Athen, Alexandria und Rom, um sich mit der Wissenschaft Griechenlands vertraut zu machen, und verwendeten die gesammelten Kenntnisse zur Uebertragung der wichtigsten Schriften jener Zeiten aus dem Griechischen ins Armenische. Nach vieljährigen Vorarbeiten der gelehrtesten und befähigtsten Männer kam unter der Leitung des königlichen Geheimschreibers und spätern Einsiedlers Miesrob ums Jahr 410 eine treue und dem Geist der armenischen Sprache entsprechende Uebersetzung der heiligen Schrift zu Stande, die in der armenischen Literatur eine ebenso hervorragende Stelle einnimmt, wie Luthers Bibelübersetzung in der deutschen. Mit selbständiger Schriftforschung beschäftigten sich aber nur einzelne fromme Mönche, und so wurden Marienverehrung, Bilderdienst, Wallfahrten zu den Grabstätten der Heiligen und strenge Einhaltung der sich allmählich fast über die Hälfte des Jahrs erstreckenden Fastengebote mehr und mehr dasjenige, worin die Armenier sich auszuzeichnen strebten. In den Streitigkeiten über die Lehre von den bei-

den Naturen in Christo, bekannten sie sich 536 zu der Annahme nur Einer Natur. Alle Bemühungen der Griechen und später des Papstes zu Rom, konnten sie nicht wieder mit einer der großen Massen der katholischen Kirche vereinigen. Doch wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts ein mit Rom unirtes armenisches Patriarchat im Libanon aufgerichtet und gewann von dort aus Einfluß auf Süd-Armenien. Die bedeutendste Einwirkung auf das armenische Volk und seine Kirche hatte aber die begeisterte Thätigkeit des edlen Mechitar (1676—1746) der selbst von Geburt ein Armenier, im lebhaften Gefühl des entarteten Zustandes seiner Kirche sich an Rom anschloß und einen Orden gründete, welcher sich hauptsächlich der Lehrwirksamkeit widmete. Aus Constantinopel verjagt, siedelte er sich mit einer kleinen Schaar treuer Jünger auf der Insel San Lazzaro bei Venedig an, wo unter seiner Leitung eine wissenschaftliche Akademie entstand, die sich große Verdienste um die Herausgabe der Schätze der altarmenischen Literatur erworben hat. Von hier aus wurden auch die großen Erziehungsinstitute der Mechitaristen in Wien, Padua und Paris ins Leben gerufen, welche einer großen Anzahl armenischer Jünglinge Unterricht in europäischen Sprachen und Wissenschaften ertheilen und zugleich das Band zwischen den Armeniern und Rom immer enger zu schlingen bemüht sind. Seit 1831 gibt es nun auch in Constantinopel ein unirt-armenisches Patriarchat.

Oberhaupt der altarmenischen Kirche ist der Katholikos, der seit dem 15. Jahrhundert seinen Sitz in dem Kloster Etschmiadsin bei Eriwan hat und jetzt auf den Vorschlag der höheren Geistlichkeit jeweilen vom russischen Kaiser ernannt und bestätigt wird. Er weiht, wie die höhere Geistlichkeit, so ausschließlich das heilige Salböl, (Myron) das ihm neben dem in schönster Blüte stehenden Aemterverkauf große Summen einträgt.

Auf türkischem Gebiet sind als die wichtigsten Orte zu nennen: das uralte Erzerum am oberen Euphrat, die Grenzfestung Kars und der Handelsplatz Bitlis in Westen des großen, salzigen Wansees.

Südlich von Armenien thürmen sich die kahlen, himmelanstrebenden Gebirge Kurdistans auf, durch welche die Zwillingsströme Euphrat und Tigris sich in schauerlich schönen, gefahrvollen Felsschluchten mit einer Menge Stromschnellen Bahn brechen. Seine heutigen Bewohner, die Nachkommen der Chaldäer, theilen sich in die friedlichen, ackerbautreibenden Gurau, und die in viele Stämme zerspaltenen Kriegernomaden, welche Sommers ihre Schaf- und Ziegenherden in die Ge-

birge hinauf und Winters an den Euphrat und Tigris hinabtreiben, unter dem Kommando ihrer auf Geierhorsten thronenden Beys sich aber plötzlich zu Pferde setzen, wo es eine Beute zu machen gibt, so daß sie weithin der Schrecken der Karawanen und Dorfbewohner sind. Nicht

Kurden.

treffender können noch heute diese Räuberhorden geschildert werden, als mit den Worten, mit welchen der Prophet Habakuk ihre Vorfahren zeichnete: „Ihre Rosse sind schneller denn die Parden, so sind sie auch beißiger, denn die Wölfe des Abends. Ihre Reiter ziehen mit großen Haufen von fern daher, als flögen sie, wie die Adler eilen sie zum Aas. Sie kommen allesammt, daß sie Schaden thun; wo sie hinwollen, reißen sie hindurch wie ein Ostwind." (Siehe die Abb. S. 23.) Die Zahl der Kurden wird auf nahe an zwei Millionen Seelen geschätzt. Sie bekennen sich zum Islam, sind aber keine strengen Moslemen. Ehrsüchtig und schlau, und wo sie ihr Wort nicht verpfändet, auch treulos, haben sie doch Familienliebe, Achtung vor den Frauen und Ehrerbietung gegen die Aeltesten.

Neben ihnen hat ein namenloses Völklein einen Theil der wildesten Gebirgsgegenden inne. *Nestorianer* pflegt man im Abendland diesen schwachen Rest einer einst weit über Asien verbreiteten Kirche zu nennen; mit Entrüstung aber weisen sie selbst die Zumuthung zurück, den Namen eines Kirchenlehrers zu tragen, der ihnen nur beigelegt wurde, um sie als Ketzer zu kennzeichnen. *Nasrani* heißen sie sich als Anhänger Jesu, und rühmen sich, das Evangelium unmittelbar aus dem Munde des Apostels Thomas empfangen zu haben. Mit einigem Recht hat man sie schon als die Protestanten Asiens bezeichnet, denn nicht nur verwarfen sie den schon frühe an Abgötterei streifenden Marienkultus, sondern sie widersetzten sich auch dem Bilderdienst, der Lehre vom Fegfeuer, der Ohrenbeichte und der Austheilung des h. Abendmahls in einerlei Gestalt. Und sie stellten ihr Lichtlein nicht unter den Scheffel, sondern waren treu bemüht, nach dem Maß ihrer Erkenntniß in den Ländern Hinterasiens das Evangelium zu verbreiten. Ihr Eifer hielt nicht an den Grenzen inne, die dem Ehrgeiz der griechischen Eroberer gesetzt waren. Jahrhunderte lang unterhielten sie Missionen in der Mongolei, Turkestan und China, ihre Gemeinden waren von Syrien bis nach Peking und von Ceylon und der arabischen Küste bis an die Grenze Sibiriens zerstreut. Die Nachkommen des mongolischen Welterstürmers Dschingischan begünstigten sie; ja einer derselben bekannte sich sogar selbst zum Christenthum. Damals war Centralasien ein vergleichungsweise civilisirtes Land, und christliche Reisende konnten ohne Gefahr von den Ufern des Euphrat nach Samarkand und Peking gelangen. Inzwischen war aber das Schwert der Moslemen siegreich nach Osten vorgetrungen, wodurch die Missionen der bedrängten nestorianischen Kirche ins Stocken geriethen. Nachdem dann im 14. Jahr-

hundert vollends Timurs zermalmender Fuß über sie hingeschritten war, verschwindet ihre Spur ganz. Die nach seinen Vernichtungszügen noch übrigen Kirchen im Westen wurden durch innere Zwistigkeiten geschwächt, welche am Ende des 16. Jahrhunderts in der Wahl zwei

Eltosch.

einander feindlich gegenüberstehender Patriarchen endeten. Seither gab es einen Mar (Herr) Eliah in Elkosch bei Mosul, und einen Mar Simeon zu Urumia jenseits der persischen Grenze, wo auf der im Osten von dem Silberspiegel des gleichnamigen Sees begrenzten Hochebene, die sich an die kurdischen Gebirge anlehnt, mehr als 300 Nestorianerdörfer zwischen üppigen Waizenfeldern, Melonenbeeten, Weinbergen und Obstgärten versteckt sind. Einer jener Patriarchen wandte sich um Hilfe nach Rom, das freudig diese Gelegenheit ergriff, einen Theil der Nestorianer unter sein Joch zu beugen. So bestand denn seit dem Ende des 17. Jahrhunderts auch ein päpstlicher Patriarch mit dem Amtsnamen Mar Jusuf, dessen Kirche zum Unterschied von der unabhängig gebliebenen, die chaldäische genannt ward, und der seinen Sitz in Diarbekr aufschlug. Von nun an aber war der Ränke und Anstrengungen der Katholiken kein Ende, und nach einer Kette von ihnen gestifteter Händel und Verwirrungen gelang es ihnen wirklich, mit dem Patriarchen von Elkosch einen zweiten Zweig der nestorianischen Kirche unter römische Oberhoheit zu bringen. Seit 1840 ist nun diese Felsenwohnung (siehe die Abb. S. 25) der Sitz des unirt-nestorianischen oder chaldäischen Patriarchen, während der Patriarch der in ihrer Unabhängigkeit beharrenden Nestorianer bei Dschulamerk, dem Hauptort des kurdischen Fürstenthums Hakkari wohnt.

Eine besondere, im südlichen Kurdistan umherschweifende, uralte Völkerschaft sind die Jesidi (Schemsieh), die wie die alten Perser Sonne, Feuer und Licht als die Erscheinungen des guten Urwesens verehren, aber im festen Glauben an die Gewißheit der göttlichen Gnade für alle Menschen sich nur bei dem bösen Urwesen (Satan) durch Anbetung und Opfer um Gunst bewerben. Wo sie wild erscheinen, stehen sie im Ruf, die grausamsten Kurden zu sein, wo aber die finstern, unheimlichen Gäste sich in Städten und Dörfern unter die Bevölkerung mischen, zeigen sie sich milder und nehmen leicht Gebräuche anderer Religionen an.

Von Städten sind in Kurdistan zu nennen: die türkische Festung und Handelsstadt Wan von den Armeniern Schamiramakert, (Stadt der Semiramis genannt) mit interessanten Alterthümern, das feste Diarbekr im obern Tigristhal, und das südwestlichere Mardin. Bei Diarbekr beginnt die Völkerscheide zwischen Kurden und Arabern, welch' letztere ebenso wenig in das Gebirge einzudringen vermögen, wie die Kurden in die Wüste.

3. Mesopotamien und Babylonien.

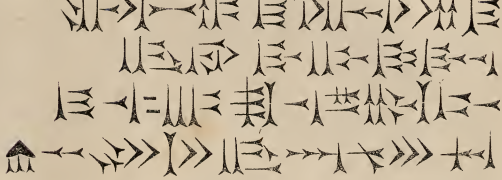
Südwestwärts lehnt sich an das kurdische Hochgebirge das mesopotamische Hügelland (das heutige Al Dschesireh) an, durch das der Euphrat, einen weiten Bogen nach Westen beschreibend, in breiter, majestätischer Strömung dahinwallt, während der Tigris, seinem Namen „der Reißende" getreu, auch auf dieser Stufe seines Laufes in stürmischer Hast dem persischen Meerbusen zueilt, den sie endlich vereinigt erreichen. Das von Natur liebliche und fruchtbare Land ist, weil kein kräftiger Arm die friedlichen Einwohner gegen die Räubereien der umherschweifenden Kurden und Araber schützt und noch überdieß die türkischen Paschas ihn bis aufs Blut aussaugen, im Norden zu einer Steinwüste, im Süden zu einem Waideland der Nomaden geworden. Keine einzige bedeutendere Stadt liegt auf der ganzen weiten Strecke bis zu den Ruinen von Babylon hinab an den Ufern des Euphrat; nur etliche früher römische Stationen sind als Erfrischungsplätze für die Karawanen noch wichtig. Oestlich vom Euphrat liegt Urfa (das alte Edessa, in dem man irrig schon das Ur der h. Schrift gesucht hat), mit einer prächtigen, dem Abraham geweihten Moschee, und am hohen Westufer des Tigris, das durch seine Baumwollwebereien berühmte Mosul, der Mittelpunkt des Karawanenhandels dieser Gegenden und Hauptsitz der römischen Mission und Kirche.

Herrlich ist von hier aus die Aussicht auf die von der Abendsonne beleuchteten Schneegipfel der kurdischen Berge im Nordosten, und auch der Blick auf die reichen Fruchtgefilde im Westen hat einen eigenthümlichen Zauber. Mosul selbst aber ist womöglich noch öder, wüster und trümmerreicher als andere türkische Städte. Verfallende Ringmauern und Thürme bilden die Befestigungen, die sich vor jeder Handvoll räuberischer Beduinen zu fürchten hätten, wenn Abends nicht die Thore geschlossen würden. Bewohnt ist jetzt kaum mehr als die Hälfte des allerdings großen, von den Mauern umschlossenen Raumes. Der heiße Tag wird in unterirdischen Gemächern, die Nacht auf dem Dache zugebracht. Zahlreiche Moscheen erinnern noch an die glänzende, ganz der Geschichte des Islams angehörende Vergangenheit der Stadt.

Eine Schiffbrücke führt ans niedere Ostufer hinüber, wo in unsern Tagen das alte Ninive aus seinem zweitausendjährigen Grabe wie-

der ans Tageslicht hervorgezogen worden ist. Durch lange Gänge wandern wir in weite Räume, und von diesen wieder in andere Gänge, die alle hinlänglich durch die Ausgrabungsschächte und Stollenöffnungen erleuchtet sind. An manchen Stellen ist die Marmorbekleidung der Wände stark verkalkt, andre Platten lassen die halb erhabenen Darstellungen, womit sie bedeckt sind, noch in aller Deutlichkeit erkennen. Da sind einzelne Gestalten und ganze Schlachtenbilder, Belagerungen und Erstürmungen von Burgen und ummauerten Städten. Gefangene mit allerlei Vieh werden weggeführt, und an Männern wie Frauen läßt sich aus Kleidung, Kopfbedeckung und Anderem mit Sicherheit auf die Verschiedenheit der Völker schließen, die von dem Eroberer unterjocht wurden. Da sieht man Reiterei, Schleuderer, Speerträger und Bogenschützen, Verwundete, Getödtete, Fliehende, ums Leben Flehende, einzelne oder an einander gefesselte Gefangene, darunter auch Weiber mit ihren Kindern auf der Schulter oder an der Hand. Dann den König auf seinem Kriegs- oder Siegeswagen, mit dem Sonnenschirm über ihm, lange Reihen seiner Krieger, die schön aufgezäumte Pferde führen, und feiste bartlose Eunuchen, mit der Aufzeichnung der Gefangenen, der herbeigebrachten Beute und der aufgehäuften Köpfe der Erschlagenen beschäftigt. Auch die Gegenden dieser Ereignisse lassen sich unterscheiden. Bald ist der Schauplatz der Belagerung an einem Strome, und Palmbäume bezeichnen die südliche Lage; bald geht der Kriegszug des Königs und seiner Wagen und Reiter durch waldiges Gebirgsland, und der Kampf zieht sich über Berg und Thal hin. Die kurzen Bäume mögen auf die Eichen der nördlichen Gebirge deuten. Ebenso erkennt man Weinberge oder Schilfdickicht und Seegegenden. Merkwürdig ist die getreue Darstellung der Belagerungsweise. Man sieht Sturmböcke heranführen, unter deren Einwirkung Breschen entstehen, und Wälle von Steinen und Ziegeln, und wie es scheint auch Zweigen, erheben sich gegen die Mauern der Belagerten. Auch eine Menge Hausgeräthe ist abgebildet, wie Ochsenkarren mit ihrem Gespann; Körbe von Männern getragen, und andere Gefässe von Frauen. Die Bilder einer Geschichte, die, obgleich wahrscheinlich nur Eines Gewaltherrschers Thatenkreis darstellend, dennoch an die ganze Reihe der Könige Assyriens und Babylons, an ihren fast himmelstürmenden Uebermuth, an ihre Menschenverachtung, an ihr Eingreifen in die Geschicke der benachbarten Völker, namentlich in die der Israeliten erinnern, sind da vor unsern Augen als eine Wirklichkeit aufgeschlagen, wie selbst dichterische Einbildungskraft sie sich nicht kühner gezeichnet hätte. Nur gut, daß viele

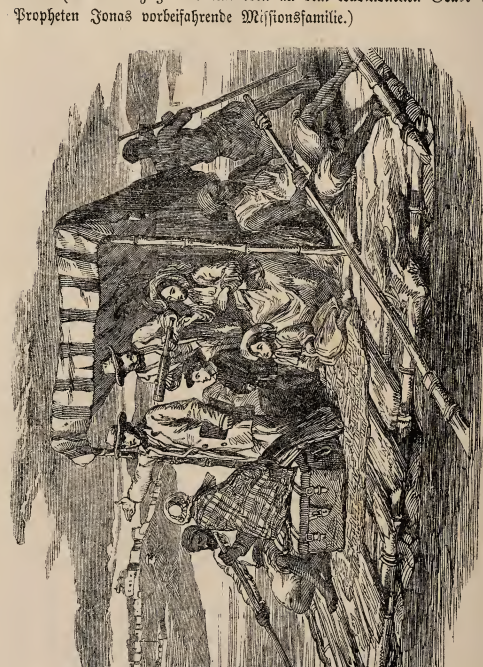
dieser unschätzbaren Denkmäler jetzt in London und Paris geborgen sind, denn die an Ort und Stelle verbliebenen werden, nachdem sie bloßgelegt wurden, schnell dem Untergang verfallen. Sie enthalten des Räthselhaften so viel, daß sie den innern und äußern Sinn gleich sehr anspannen und ein mächtiges Verlangen wecken, die keil- oder pfeilartigen Schriftzeichen lesen zu können, deren Entzifferung die von manchen Gelehrten lange angezweifelten Angaben der h. Schrift in schlagendster Weise beleuchtet und bestätigt hat. (Folgende Abbild. gibt uns eine Probe derselben).



Das Gepräge jedes Bildes ist Gewalt, Unterdrückung des Schwächeren, mit herzloser Grausamkeit verbunden, ein langer, ausführlicher Kommentar zur Lehre vom Recht des Stärkeren. Was auf Religion oder Götterdienst Bezug haben mag, weist nur auf Ausgeburten eines Gehirns, das, wie es über andere Schrecken verbreitet, auch sich selbst Schrecken ausbrütet; von menschlich Lieblichem ist da keine Spur mehr. Deßhalb kam die Strafe über Ninive, und der Schutt und Staub ringsum, mit dem sich überall die Spuren des verzehrenden Feuers mengen, macht den Eindruck einer schauerlichen Stätte des Gerichts. Ninives Name ist vergessen, derjenige des Propheten Jonas aber lebt unter der Bevölkerung der Gegend fort, und der Hügel, den die Tradition als sein Grabmal bezeichnet, führte zuerst auf den Gedanken, hier nach den Trümmern der verschollenen Königsstadt von 3 Tagreisen im Umfang zu suchen.

Schon die assyrischen Könige bedienten sich derselben Art auf aufgeblasenen Ziegenfellen ruhender Flöße, auf der man heutzutage von Mosul nach Bagdad reist. Die Fahrt auf diesen Killeks wäre recht leicht und angenehm, wenn plündernde Araber nicht die Ufer des Stroms beunruhigten. Aengstlich schaut man daher vor und nach jeder Ruine aus, ob nicht Räuber dahinter versteckt sind, oft gesellt sich auch

zu gegenseitigem Schutz eine Gesellschaft von mehreren Kähnen zusammen. (Die Abb. zeigt uns eine eben an dem traditionellen Grabe des Propheten Jonas vorbeifahrende Missionsfamilie.)



Stromfahrt auf dem Tigris.

In 6—8 Tagen ist die alte Chalifenstadt erreicht. Sie liegt etwa 200 Stunden vom Meer an der Stelle, wo der Tigris und Euphrat einander bis auf 12 Stunden nahekommen, um sich dann nochmals zu

entfernen, und das alte Sinear oder die babylonische Tiefebene zu umfassen, die jetzt die Provinz Irak Arabi bildet. Im neunten Jahrhundert der glänzendste Herrschersitz der Welt, mit zwei Millionen Einwohnern, zeigt Bagdad heute kaum noch einen Schatten seiner früheren Herrlichkeit. Als eine von Staubwirbeln umzogene, gelbbraune Masse, aus der buntfarbige Kuppeln, schlanke Minarets und die Kronen von Dattelpalmen hervorragen, taucht es vor unsern Blicken auf. (Siehe die Abb. S. 32.) Seine Bevölkerung beläuft sich auf etwa 70,000 Seelen.

Die zahlreichen Bazars sind, gleich denen von Kairo, bedeckt; einige schöne Chans oder Karawanserais, deren Thore streng bewacht werden, bieten den Kaufleuten sichere Magazine. Auf dem Meidan oder Platz wimmelt es in buntem Gemisch von beladenen Eseln, Maulthieren, Lastträgern, Fellahs, Beduinen, Türken, Milchweibern und Straßenjungen. Unter kleinen, aus Lumpen und alten Säcken improvisirten Zelten bietet der eine Gemüse, der andere trockne Früchte, der dritte Fleisch feil. Der schmort Coteletten in ranzigem Fett, jener bäckt Fische und bereitet ein Knoblauchgericht. Roßverkäufer handeln unter fürchterlichem Geschrei um den Auswurf der Pferde Persiens und Arabiens; Karawanenknechte striegeln ihre geschundenen Maulthiere, Bettler wimmern um Almosen: Hufschmiede hämmern, Weiber kreischen, und zerlumpte Buben prügeln sich. Dazwischen kreuzen müßige Soldaten in verwahrloster Haltung und Diebe mit lauerndem Blick, beide begierig, verlorene und unbewachte Gegenstände zu usurpiren. Im Hintergrunde ringsum sitzen, so lang die Morgenfrische dauert, auf den hölzernen Bänken der Kaffeebuden unter Veranden behäbige, weiß beturbante Türken und Araber, die Beine kreuzweise verschlungen, und schauen, den Tschibuk und den Nargileh (Wasserpfeife) im Munde und ein Schälchen bittern Kaffees in der Hand, ohne eine Miene zu verziehen, dem wilden Volkstreiben zu. Bald kommt was Neues. Es klingeln in melodischem Getöne die Glöckchen und Schellen einer Karawane. Beladene, riesige Kamele, Reiter auf Pferden und Maulthieren in persischer Tracht und Bewaffnung, verhüllte Frauen mit weißen Masken in Käften, die zu beiden Seiten des Saumthiers herabhängen, durchbrechen die dichte Menge und ziehen in langer Reihe vorüber, sich in die Basars vertheilend. Ein kaum minder buntes Bild des Lebens gewähren die Ufer des Flusses in der Nähe der Schiffbrücke, die Alt- und Neu-Bagdad verbindet. (Siehe die Abb. S. 33.) Im Sommer wohnt man auch hier in Kellern. In der Umgebung fassen Dattelhaine

Bagdad.

den Fluß ein, und zwischen diesen liegen die Dörfer der Fellahs, die nie ruhenden Tolumben oder Ziehbrunnen und die Gärten mit Orangen- und Obstbäumen, Rosenhecken, Weingeländen und Gemüsefeldern. Jenseits der Gärten und Aecker, in zwei Stunden Entfernung von der Stadt, beginnt die nackte, thongraue Wüste.

Achtzehn Stunden südlich von Bagdad liegt am Euphrat die 30,000 Einwohner zählende Stadt Hilla. Rings um sie her dehnen

sich meilenweit die von hohen Schutthügeln bedeckten Ruinen Babylons aus. (Siehe die Abbildung.) Unter jenen sind links vom

Ruinen von Babylon.

Fluß besonders drei interessant: ein 2200′ im Umfang messender, den man für die Reste des babylonischen Thurmes hält; der 6300′ im Umfang haltende Kasr, in den man den Palast Nebukadnezars vermuthet, und der 59 Morgen große Amram, wahrscheinlich die Trümmerstätte der hängenden Gärten. Das ist alles, was von dem schönsten unter den Königreichen, der herrlichen Pracht der Chaldäer, dem Hammer der ganzen Welt noch übrig ist. Unter den wüsten Schutthaufen, in deren Löchern Schlangen und Scorpionen hausen, schweifen unsere Gedanken zurück zu den Tagen, da Nebukadnezar das stolze Wort sprach: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause, durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit," während die von ihm hinweggeführten Israeliten ihre Harfen an die Weiden hängten und weinten, wenn sie an Zion gedachten. Auch das Bild eines andern Welteroberers, der seinen zehnjährigen Siegesflug durch die damals bekannten Länder Asiens hier beschloß, zieht an unserer Seele vorüber und predigt uns: „Alles Fleisch ist wie Heu, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume." Buchstäblich hat sich an Babylon der Urtheilsspruch erfüllt: „Ich will sie machen zum Erbe den Igeln und zum Wassersee, und will sie mit einem Besen des Verderbens kehren." Die feierlichen Gesichte, in denen ein heidnischer König und ein hochbegnadigter Prophet hier einst die Geschicke der künftigen Weltreiche schauten, sie haben sich im Laufe von zwei Jahrtausenden in der Geschichte der Völker bis nahe zu ihrer Schlußentwicklung entrollt. Selig die Unterthanen des Menschensohnes, dessen Gewalt ewig ist und dessen Königreich kein Ende hat!

Auch Babylons spätere Nebenbuhlerinnen Seleucia und Ctesiphon sind zerfallen, die Kanäle, welche den Wasserreichthum des Euphrat und Tigris in geeigneter Weise vertheilten, verschüttet. Undurchdringlicher Schilfsumpf und braune, dürre Grassteppen, aus denen reißende Thiere, verheerende Heuschreckenschwärme, versengende Winde und plündernde Räuberhorden hervorbrechen, füllen ein Land, das der Natur seines Bodens nach zu den gesegnetsten der Erde gehört. Den Tigris befahren zwar jetzt mehrere Dampfer, aber erst 20 Stunden oberhalb der Mündung der vereinigten Ströme folgt wieder eine Stadt. Es ist Basra, der in so ungesunder Gegend liegende Hafen Bagdads, daß trotz seines lebhaften Handels die Zahl seiner Bewohner jährlich abnimmt.

Die Vollstrecker der göttlichen Strafgerichte in den von uns durchwanderten Gebieten waren der Reihe nach Perser, Araber, mongolische Horden und Türken. Erst diesen letzteren gelang es, das Zerstörungs-

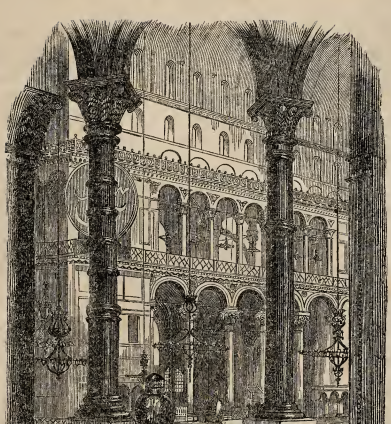
werk so gründlich zu vollenden, daß jetzt auf einen Flächenraum von mehr als 31,000 Quadratmeilen, den einst die mächtigsten Staaten und volkreichsten Städte des Alterthums bedeckten, beinahe nur noch Trümmer, und (Syrien und Palästina mit einbegriffen) etwa 16 Millionen Einwohner übrig sind. Suchen wir nun die nähere Bekanntschaft dieser Verwüster zu machen, die von den Einen schon ebenso einseitig verurtheilt, wie von den Andern ungebührlich erhoben wurden.

---

4. Die Osmanen.

Ihrer wohlklingenden, aber armen Sprache nach gehören die Türken zu den tatarischen Völkerschaften, welche noch jetzt an den östlichen Ufern des caspischen Meeres umherziehen. Osmanen nennen sie selbst sich nach dem kühnen Fürsten, der mit Hilfe seiner aus türkischen und kaukasischen Horden gemischten Krieger in Kleinasien seit 1288 den Grund ihres Reiches legte. Schon Osmans Sohn Orchan, der seine Residenz in dem herrlichen Brusa aufschlug und den Titel Sultan oder Padischah annahm, setzte den Fuß nach Europa herüber, erst einem seiner späteren Enkel, dem schrecklichen Muhammed II. aber war es vorbehalten, Constantinopel zu erstürmen und damit 1453 dem griechischen Kaiserthum ein Ende zu machen. Im Triumph zog der Sieger vor die prachtvolle Sophienkirche, bei deren Vollendung Kaiser Justinian ausgerufen haben soll: „Ich hab' dich überboten, Salomo!“ Die Bilder und Kruzifixe wurden aus dem Innern entfernt, das große goldene Kreuz auf der majestätischen Kuppel durch den Halbmond ersetzt und statt des Glockengeläutes, das sonst die Christen zum Gottesdienste lud, ertönte von nun an täglich fünfmal vom höchsten Thurme herab der Gebetsruf des Muesin. (Die Abb. S. 37 zeigt uns ein Stück der Aja Sophia.)

Wie gewaltig, wie furchtbar stand dieses Osmanenreich nicht einst da! Noch mahnt in vielen Gauen Deutschlands die allabendlich erklingende „Türkenglocke“ an die Angst, welche zwei Jahrhunderte hindurch die an seiner Ostgrenze immer wiederkehrenden Einfälle der wilden Krieger bis auf die Lüneburger Haide und an die Ufer des Rheins verbreiteten. Heute fristet der zerbröckelnde Staat ohnmächtig und schwach noch müh-



Die Sophienkirche.

sam sein Dasein, nur weil die europäischen Mächte über die Vertheilung des Erbes nicht einig werden können. Die von Muhammed II. zum förmlichen Gesetz erhobene schauerliche Sitte, bei dem Regierungsantritt eines Sultans alle seine männlichen Blutsverwandten zu tödten, vermochte nicht, Empörungen und Palastrevolutionen zu verhindern, in Folge deren wohl ein Drittel der Inhaber des osmanischen Thrones ein gewaltsames Ende fand, und seit Anfang unsres Jahrhunderts eingeführte europäische Neuerungen beschleunigten nur den Verfall der bloß auf wildem Fanatismus beruhenden Türkenmacht.

Die Verwaltung des osmanischen Reichs gleicht noch heute der eines über weite Gebiete zerstreuten Heeres; jeder Statthalter übt in seinem Bezirk unumschränkte, richterliche und militärische Gewalt aus. Die Walis haben die Aufsicht über ganze Provinzen; kleinere Theile werden von einem Pascha, noch kleinere von einem Bey, die kleinsten von einem Aga regiert. Keiner derselben ist von dem andern abhängig, alle mit einan-

der aber sind sie die Sklaven des Sultans, der sich als rechtmäßigen Erben des Chalifats betrachtet. Geistlicher und weltlicher Herrscher zugleich, ist er der unbeschränkte Gebieter über Leben und Tod seiner Unterthanen, die einzige Quelle aller Ehren und Würden, der Besitzer alles Grundeigenthums mit Ausnahme dessen, was frommen Stiftungen gehört. Durch seine Günstlinge werden die Stellen gewöhnlich an den

Tatarenpost.

Meistbietenden vergeben, und zwar in der Regel nur für ein Jahr. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß jeder Beamte sich durch Erpressungen von seinen Untergebenen möglichst schnell zu entschädigen sucht. Wer die Abgaben pünktlich einsendet, wird in seinem Amte leicht für längere Zeit bestätigt. Hat sich ein Pascha einmal festgesetzt, so wagt er wohl auch den Tribut zurückzubehalten und die Befestigung seiner Würde zu erzwingen, daher sind in neuerer Zeit so viele nur noch dem Namen nach dem Sultan unterworfen. Die großherrlichen Befehle werden in den asiatischen Provinzen meistens durch mit Windeseile dahinjagende tatarische Reiter befördert. (Siehe die Abb. S. 38.)

Erster Minister und Stellvertreter des Sultans ist der Groß-

Schwindeltanz der Derwische.

Weßir, der bei wichtigen Angelegenheiten im Serail, dem weitläufigen Palast des Padischah einen Rath hoher Staatsbeamten versammelt, welcher der Divan heißt.

Der Groß-Weßir bewohnt einen eigenen Palast, unter dessen Thor nach morgenländischer Sitte ehemals Fremde empfangen und Geschäfte abgemacht wurden, daher die Bezeichnung hohe Pforte für die türkische Regierung. Für die übrige Verwaltung bestehen Ministerien wie in Europa, nur daß von besonderer Befähigung für die einzelnen Fächer kaum die Rede ist.

Religion

Die Bewahrung der Religion und der auf den Koran gestützten Reichsgesetze ist den Ulemas anvertraut, die sich aus den Softas (Studenten) rekrutiren. Zu den Ulemas gehören die Imams oder Diener der Religion; die zahlreichere und geachtetere Klasse von Ulemas aber sind die Lehrer und Erklärer des Gesetzes, aus denen die Mollas oder Richter in größeren Städten, und die Kadis in kleineren genommen werden. Ihr Oberhaupt ist der Schech el Islam, (auch Mufti), der bei der Thronbesteigung eines Sultans die der Krönung entsprechende Schwertumgürtung vollzieht. Neben dem Koran haben bei Türken und Arabern die in der Sunna niedergelegten mündlichen Ueberlieferungen religiöse Geltung. Was bei den Hindus der Fakir, oder in der römischen Kirche der Bettelmönch, das ist unter den Muhammedanern der Derwisch. Ein besonderer Orden von Derwischen müht sich ab, durch mit dem Geheul La Allah ill Allah! verbundene Wirbeltänze, die an wahnwitziger Raserei kaum irgend einem unblutigen Heidenfeste nachstehen, die Unendlichkeit des Allmächtigen zu veranschaulichen. (Siehe die Abb. S. 39.)

Fasten

Das große, 30tägige Fasten im Monat Ramazan feiern die Moslemen durch gänzliche Enthaltung von Speise und Trank so lange die Sonne am Himmel steht; sobald sie aber untergegangen ist, gibt in den türkischen Städten ein Schuß das Signal, daß man nun anfangen kann, die Nacht hindurch zu schwelgen. Alle Moscheen, Läden und Kaffeehäuser sind geöffnet, die Straßen wimmeln von Käufern und Verkäufern, bis gegen Morgen wieder eine Kanone abgefeuert wird zum Zeichen, daß der Tag und mit ihm das Fasten beginnt; dann geht man zu Bette. Den Schluß des Ramazan bildet das dreitägige Beiramfest, an dem man sich für die überstandenen Entbehrungen durch Wohlleben und Zügellosigkeit schadlos zu halten sucht. Es werden feierliche Prozessionen gehalten, großartige Feuerwerke abgebrannt, Geschenke ausgetheilt, und Jung und Alt vergnügt sich mit allerlei Volksbelustigungen. (Siehe die Abb. S. 41.)

Das Beiramfest

Neben Fasten, Beten, täglichen Waschungen und der Enthaltung von Wein, fordert der Koran hauptsächlich Wohlthätigkeit gegen Glaubensgenossen und Milde gegen Thiere. Die Türken legen daher großen

Werth auf Almosengeben, verscheuchen nicht einmal die Unzahl von Vögeln, welche sich auf die Getreideschiffe setzen, und dulden selbst die für unrein gehaltenen Hunde in unglaublicher Zahl in den Straßen der Städte. Muhammedanische Sklaven werden mit Schonung behandelt, nicht selten erhalten sie sogar von ihrem Gebieter die Freiheit und einen Vorschuß zum Betrieb eines kleinen Gewerbes, oder werden sie mit dessen Kindern verheirathet. Ungleich härter ist das Loos der Sklaven anderer Religionen, ihnen winkt kaum die Aussicht, jemals die Freiheit zu erlangen.

Eine der schlimmsten Seiten der Sittenlehre des Koran ist die Vielweiberei, von der übrigens aus ökonomischen Gründen weit kein so ausgedehnter Gebrauch gemacht wird, wie wir's uns gewöhnlich denken, denn eine Frau ist in der Türkei ein gar kostspielig Ding. Einmal muß für jedes Mädchen ihren Angehörigen ein Kaufpreis irgend welcher Art bezahlt werden; dann kann es auch eine Frau in einfachen Verhältnissen nicht ohne eine Sklavin machen, und endlich die unvermeidliche Sorge für ihren Schmuck und ihre Bewachung! So kommt es, daß während der Sultan Hunderte von theilweise zu ungeheuren Preisen gekauften Frauen oder vielmehr Sklavinnen hat, gerade in der Hauptstadt sehr viele Arme keine Familie gründen können.

Jedes türkische Haus zerfällt in zwei Abtheilungen: das auf die Straße gehende Selamlük mit den Zimmern der Männer und das Odalük (Harem) oder die nach innen gekehrten Gemächer der Frauen. In diesen letzteren wächst ein alttürkisches Mädchen (wie die Abb. S. 43 uns eines zeigt,) in ungestörter Unwissenheit auf. Sie mag reich sein oder schöne Kleider mit allerlei Schmuck besitzen, auch schon ihre eigene Sklavin haben, aber Niemand unterrichtet sie im Guten, selbst wenn sie darnach verlangte. Ist sie 12 Jahre alt, so wählt der Vater einen Bräutigam für sie, den sie aber erst am Hochzeittage zu sehen bekommt. — Gewöhnlich verbringen die Frauen ihre Zeit mit völligem Nichtsthun, Tabakrauchen, Kaffeetrinken und mehrmaligem An- und Auskleiden des Tags. Sie verlassen ihre Wohnungen, so oft es ihnen beliebt, natürlich nie anders, als wohl verschleiert, wohlhabendere selten zu Fuß und nicht ohne Begleitung von Sklaven und Verschnittenen. Ihr liebster Ausgang ist ins Bad, wo sie viele Stunden mit Putz und Schwatzen zubringen und Jede bemüht ist, es der Andern in Kleidern und Schmuck zuvorzuthun. — Mit vollem Recht spricht man von dem Pesthauch des Harems der Großen; selbst in solcher Umgebung sind aber auch schon Seelen herangewachsen, deren Hunger und Durst

Türkisches Mädchen.

nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare gerichtet war. So erbat eine Schwester des 1839 gestorbenen Sultans Mahmud sichs als besondere Gnade, unverheirathet bleiben zu dürfen, und widmete sich dann mit Ernst dem Forschen nach Wahrheit. Sie ist von allerlei Lehrern und Priestern unterrichtet worden, hat aber ein paar Verse hinterlassen, in welchen sie die ganze Leere ihres Herzens beseufzt und sehnlich fragt, ob es denn gar nichts gebe, auf das die umgetriebene Seele sich fest verlassen könne? Wie wünscht man ihr: ach hätte sie doch vom Heiland gehört! — Neuerlich kommt es in Konstantinopel manchmal vor, daß eine Europäerin mit den Damen eines türkischen Hauses verkehren darf und von ihnen zu Gaste geladen wird. Ob wohl bei solchen Veranlassungen auch schon ein oder der andere Lichtstrahl in solch ein dumpfes Gemach gefallen ist? Dem europäischen Gast seinerseits werden dabei manche Anspielungen der h. Schrift auf morgenländische Sitten beleuchtet. Gleich beim Eintritt bietet eine Dienerin Wasser zum Waschen der Hände an. Bei der Mahlzeit sitzt man nicht zu Tisch, sondern lagert sich

auf die längs der Wände hinlaufenden Polster. Dem Fremdling wird zwar aus Höflichkeit sein besonderer Teller mit Speise angeboten, aber man nimmt es sehr beifällig auf, wenn er bittet, lieber mit den andern in „die Schüssel tauchen" zu dürfen, was Alle mit so viel Geschick und so feinem Anstand thun, daß es sich ihnen nur schwer nachmachen läßt. Eine besondere Auszeichnung ist es, einen auserlesenen Bissen unmittelbar aus der Hand der Hausfrau zu empfangen. Nach Tisch wäscht man die Hände wieder, wobei eine Dienerin Wasser zugießt, während man sich mit einer wohlriechenden Seife reibt. Zwei zu beiden Seiten der Thüre stehende Dienerinnen besprengen zum Abschied die Austretenden mit Rosenwasser. (Siehe die Abb. S. 44 u. S 45)

Das Bad, der Besuch der Kaffeehäuser, wo jeder einsam und

Türkisches Gastmahl.

Nach der Mahlzeit.

schweigend raucht und etwa der Erzählung arabischer Mährchen oder den Späßen von Possenreißern in unverbrüchlichem Ernste zuhört, füllen neben dem Umgang mit seinen Frauen den Tag des wohlhabenden Moslems aus. Aermere führen natürlich ein arbeitsameres Leben. Allen ist ein gewisser feierlicher Ernst und eine äußere Würde angeboren. Häufiges Lachen, vieles Sprechen, schnelle Bewegungen gelten ihnen für unanständig. Die Erfindungen der Europäer, von denen auch die an entlegenen Orten Wohnenden jetzt manches hören, flößen ihnen mehr Scheu als Bewunderung ein, indem sie dieselben leicht finstern Mächten zuschreiben. Gerne gönnen sie den Christen den Verstand und was sie mit demselben erreichen, als irdischen Ersatz für die Güter, deren sie in der Hölle, in die sie schließlich doch alle fahren, auf ewig entbehren müssen. Ihnen selbst genügt es, im Besitz ihres Islam zu sein, der ihnen das Paradies des Propheten erschließt. Ueberzeugt, daß der Mensch dem ihm bestimmten Schicksal auf keine Weise entrinnen könne, wenden die Einzelnen nicht einmal die geringste Vorsicht an, sich vor der Ansteckung durch die Pest zu schützen, während die türkische Regierung neuerlich wirksame Maßregeln zur Verhütung der Einschleppung derselben getroffen hat, da nicht die Luft, sondern nur die unmittelbare Berührung inficirter Gegenstände die furchtbare Krankheit mittheilt. (Die Abb. S. 46 zeigt uns einen Vater mit seinem einige

Koranverse lernenden Söhnlein.) Bei einem Gesammturtheil über den Charakter der Türken muß man den Mittelstand und die Bewohner des Landes von den Umgebungen des Hofes wohl unterscheiden. Unter den ersteren findet man fast durchgängig Redlichkeit, Treue, Großmuth und Mäßigkeit als edle Grundzüge, die nur durch Verachtung aller andern Völker und zuweilen durch wild anfwallende Leidenschaften entstellt werden. Bei denen aber, die in Aemtern stehen, und um die Hofgunst buhlen, herrschen Falschheit, eine über alle Begriffe weit getriebene Verstellungskunst, Habsucht, Sklavensinn, Härte gegen Geringere und große Sittenverderbniß vor. Wie thierisch der Türke im heiligen Kriege hausen kann, braucht heuer nicht beschrieben zu werden.

5. Iran.

Zuerst frische, wohlbewässerte Thäler, dann immer grausere Schluchten führen aus der babylonischen Tiefebene über das parallel mit dem Tigris hinlaufende Zagrosgebirge zu dem breiten Ostflügel des vor-

derasiatischen Hochlands hinan. Iran heißt derselbe vom alten Airjane, dem Lande des pflügenden Arier im Gegensatz gegen Turan, das Land der beweglichen rohen Nomaden im Norden. Heute besteht das 45,000 Quadratmeilen große Plateau aus zwei Hauptgebieten, dem eigentlichen Persien mit dem alten Medien in der größeren Westhälfte, und den seit mehr als hundert Jahren davon losgerissenen Ostprovinzen Afghanistan und Beludschistan.

Persien ist ein Land ungeheurer klimatischer und landschaftlicher Gegensätze. Dürre und Fruchtbarkeit, Schönheit und trostlose Oede paaren sich innerhalb seiner Grenzen. Der den größten Theil des heutigen Königreichs umfassende Central-Distrikt besteht aus einem sich 3 — 5000 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden Hochland, das im Sommer von der Sonnenglut versengt, im Winter von eisigen Winden gefegt wird. Nach allen Richtungen hin dehnen sich in abschreckender Kahlheit Sand- Kiesel- und Thonwüsten aus, über die sich vielfach in mächtigen Becken Salz- und Salpeterkrusten lagern. Entsetzliche Wildnisse, in denen kein Grashalm zu sehen ist, sondern nur Flugsand von dem im Sommer herrschenden Nordwestwind zu immer neuen Hügeln angehäuft oder in Wolken durch die Luft gejagt wird, und starre, mit krystallisirtem Salz bedeckte Flächen füllen größtentheils auch den von den Provinzen Kerman und Khorasan eingenommenen Osten. Wunderbar fruchtbare Landstriche umsäumen jedoch zum Theil diese traurigen Einöden. So lehnt sich an den Nordabhang des Elburs, der im Vulkan Demawend zu einer Höhe von 18,000′ ansteigt, bis hinab zu den Ufern des caspischen Meeres die üppige Provinz Masanderan, in deren majestätischen Urwäldern der Fuß kaum eine Stätte findet zwischen dem undurchdringlichen Gewirre der Schlingpflanzen, und die Wohnungen fast vergraben sind in üppiger Gartenvegetation. Südwärts erstrecken sich die Ausläufer des Elburs bis in die Wüste hinein und zwingen sie zur Fruchtbarkeit, so weit die ihnen entquellenden Gewässer die Thäler befeuchten. Als nackte schaurige Felsmassen starren im Nordwesten die Gebirge Aserbeidschans empor (siehe die Abb. S. 48), untermischt jedoch mit Thälern, die wie kleine Paradiese im lieblichsten Frühlingsschmuck prangen. In feierlichen Kreisen umlagern hier die Hochgipfel mächtiger Schneeketten die reizenden Ansiedlungen an den Alpenseen Wan und Orumia, hier gähnen aber auch die wildesten Gebirgsklüfte Irans, willkommene Schlupfwinkel der gefürchtetsten Räuber. Aehnliche Kontraste finden sich im Zagrosgebirge. Der Küstensaum längs des persischen Golfes hat ein von den Persern gemiedenes ara-

bisches Glut-Klima; aus ihm führt aber eine siebenfache Reihe schwer zu erkletternder Felspässe ins kühle Farsistan, das Land der Rosen und Nachtigallen empor, in dem Schiras, der Garten Persiens liegt.

Klima

Den heißfeuchten Küstenstrich am Südrand des caspischen Meeres und die Umgebung des Sees von Urumia ausgenommen, ist das Klima Persiens überaus gesund. Die trockenen Sommer, die frische Winterkälte und der fast unverändert heitere Glanz des Himmels verleihen dem menschlichen Leben wie den Werken der Kunst eine fast beispiellose Dauer. Aber freilich wird oft genug die Dürre zur Landplage. Trotz all seines Sandes und Salzes hat Persien doch auch ein gut Theil Lehmboden, der zu seiner Befruchtung nur der Bewässerung und einer fleißigen Bevölkerung bedürfte. Wo derselbe nur einigermaßen befeuchtet ist, gewinnt man den herrlichsten Weizen, Gerste und anderes Getreide; alle in Europa bekannten Obstarten wachsen wild in reicher Fülle, die lieblichsten Blumen blühen ungepflanzt am Wege und werden in den Gärten zur höchsten Vollkommenheit gebracht; aromatische und dornige Pflanzen und

Feth Ali Schah.

schönes Buschwerk bedecken den Grund. Aber der Mangel an einer guten Regierung hat die Bevölkerung verscheucht, der Mangel an Menschen das Wasser verflüchtigt, d. h. die unterirdischen Kanäle (Kanats) in Zerfall gerathen lassen, und der Mangel an Wasser drei Viertheile des Landes zur Wüste gemacht. Großartige Alterthümer erinnern noch an die Zeiten eines Cyrus und Darius, seit denen das arme Land nur wenig friedliche Tage gesehen hat. Ein Spielball der einander verdrängenden Fürstengeschlechter und Völker, war es Jahrhunderte hindurch theils in äußere Kriege verwickelt, theils durch innere Unruhen zerfleischt. Blutige Kämpfe giengen auch der Regierung Feth Ali Schahs voran, der 1797 endlich ohne Widerrede den Thron bestieg. (Die Abb. S. 49 zeigt ihn uns in dem von Juwelen strahlendem Gewande, in welchem er den englischen Gesandten Sir John Malcolm empfieng.) Als er, gedemüthigt durch einen unglücklichen Krieg mit Rußland, 1834 starb, kam nach kurzem Kampf mit einem seiner Oheime sein Enkel Schah Mohammed zur Regierung. Ihm folgte 1849 der jetzt regierende Schah Nasr ed Din, ein kühner und gewandter Reiter, leidenschaftlicher Jäger und guter Schütze, der sich wie alle seine Vorfahren „König der Könige und Centrum der Welt“ nennt.

Die Regierung ist in Persien noch despotischer als selbst in der Türkei. Kein Alter und keine Lebensstufe ist außerhalb des Bereichs des Stockes, ja das Volk scheint wirklich nur denjenigen Achtung zu zollen, die den Willen und die Macht haben, ihn zu gebrauchen. Die Bevölkerung des heutigen Persiens wird auf 5—6 Millionen Seelen geschätzt. Fast die Hälfte sind aus türkischen, arabischen, kurischen und kurdischen Stämmen bestehende Nomaden, die unter dem gemeinsamen Namen Iljats zusammengefaßt werden. Aus ihnen stammt das gegenwärtig herrschende Geschlecht. Die größere Hälfte wohnt mehr beisammen in Dörfern und Städten, unter denen das etwas europäisirte Tebris in Aserbeidschan mit 160,000, Teheran mit etwa 100,000, Ispahan mit 70,000 und Hamadan (das alte Ekbatana) mit 50,000 Einwohnern die wichtigsten sind. Die Tadschiks oder Neuperser sind auffallend schöne Leute, gerühmt wegen ihres Verstandes und Geistes, ihrer dichterischen Begabung, ihrer Tapferkeit und Höflichkeit, aber berüchtigt als geizig, eifersüchtig und falsch. Waren die alten Perser ihrer Wahrheitsliebe wegen gefeiert, so legt heute Keiner seinem eigenen Wort oder dem irgend eines Andern auch nur den geringsten Werth bei. In den Städten würdigt Vielweiberei die Frau zur Verführerin und Sklavin des Mannes herab. Wollten wir ihr Leben von der schlimmsten Seite betrachten,

so würden sich uns furchtbare Trauer- und Gräuelgeschichten enthüllen, denn nicht nur viel Grausamkeit, sondern sogar Mord wird in den Harems heimlich verübt. Im besten Fall verbringt eine vornehme Perserin ihre Zeit im Müßiggang und Luxus, manche lernen auch lesen und Schreiben und machen sich mit den Werken der persischen Dichter bekannt. (Siehe die Abbildung.) Die aus einer Mischung der alten

Persische Dame.

Landesdialekte mit dem Arabischen entstandene neupersische Sprache ist ihres Wohlklangs und ihrer weiten Verbreitung wegen in Asien, was in Europa das Italienische für die Poesie und das Französische für den Verkehr.

Staatsreligion ist der Islam. Als ein Volk von ungewöhnlicher geistiger Lebendigkeit haben die Perser sich indeß nie blindlings unter das muhammedanische Joch gebeugt. Sie erkennen nur den Koran, nicht auch die Sunna (mündliche Ueberlieferungen) als Norm ihres Glaubens an, verwerfen die drei ersten Chalifen und betrachten Muhammeds Schwiegersohn Ali als den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten. Der wüthendste Religionshaß trennt daher sie und die Türken, die ihnen den Namen Schiiten (Ketzer) geben, obgleich beide die meisten religiösen Feste und Bräuche mit einander gemein haben. So ganz haben sich übrigens auch die Lehren und Vorschriften der alten Ma-

gier nie verloren; vielmehr haben sie sich in verschiedenen Schulen und Sekten fortgepflanzt, welche namentlich unter den Nomaden viele Anhänger zählen. Einige dieser Sekten neigen fast mehr zum Christenthum als zum Islam hin; Abfall vom Islam ist aber auch in Persien ein todeswürdiges Verbrechen.

Wie das Christenthum zuerst nach Persien gekommen, wissen wir nicht, nur daß Christus im dritten Jahrhundert bereits viele Anhänger dort hatte und daß im vierten Jahrhundert eine heftige Verfolgung gegen sie ausbrach, theils weil der orientalische Despotismus auch bei den Parsen nicht dulden wollte, daß der Unterthan eine andere Religion habe als ein König, theils weil man die Christen im Verdacht hatte, sie hegen landesverrätherische Sympathieen für das römische Reich. Das Blut der Märtyrer erwies sich auch hier als der Same der Kirche, und da im fünften Jahrhundert eine Spaltung zwischen der christlichen Kirche des persischen und römischen Reiches eintrat, die den politischen Grund der Verfolgungen beseitigte, genossen die Christen in Persien fortan Ruhe. Auch als auf die Herrschaft der persischen Könige die der Chalifen folgte, blieb ihre Lage eine verhältnißmäßig leichte. Nicht so unter den späteren Stürmen, die über das Land ergiengen. In politischer und socialer Beziehung in den Staub getreten, und in sittlicher Hinsicht stark von dem sie umgebenden Gifthauch des Islam berührt, aber doch mit rührender Treue wenigstens ihr christliches Bekenntniß festhaltend, so fanden die amerikanischen Missionare Smith und Dwigh auf ihrer Untersuchungsreise im Jahr 1830 die Trümmer der alten syro-persischen Kirche auf der Hochebene von Orumia. Schwerer als sie litten namentlich in den blutigen Afghanenkriegen des vorigen Jahrhunderts die über die vier Großstädte und etwa 70 zwischen diesen liegende Dörfer zerstreuten Armenier, deren Vorfahren sich im Jahr 1605 vor den Türken nach Persien geflüchtet hatten. Dank der zähen Art des an Biegen, Schmiegen und Leiden gewöhnten Volkes, haben sie jedoch in den Städten sich jetzt wieder zu einem ziemlichen Grad von Wohlstand und Bildung emporgeschwungen, während in den Dörfern noch tiefste Armuth und fast unglaubliche Unwissenheit herrscht.

6. Kaukasien.

Vielgegipfelt, wild zerklüftet, steigt in den vorderasiatischen Besitzungen Rußlands der Kaukasus zum Himmel — ein majestätischer Riesenwall auf der Grenze Asiens und Europas. Nirgends in der Welt sind auf gleich großem Raume so viele und verschiedenartige Stämme und Völkerreste zusammengedrängt, wie an seinen Abhängen. Da sind die indo-europäischen Georgier (Iberer), Osseten, und Tscherkessen, die semitischen Tschetschenzen und Lesghier und die turanischen Turkomanen, in mehr als 40 Stämme mit wohl 100 Sprachen zerfallend, unter denen das Tatarische für den allgemeinen Verkehr dient. Da sind ferner Kosaken, Tataren, Türken und Armenier, da sind endlich auch Kurden, Perser, Hindus, Juden und Deutsche in Kolonien — zusammen auf einem Flächenraum von nicht ganz 8000 Quadratmeilen $4^1/_2$ Millionen Seelen.

Bekannt ist die außerordentliche Schönheit vieler Kaukasusvölker und der Verkauf ihrer Töchter in die Harems des Orients, bekannt auch ihr kriegerisches Räuberleben und die Tapferkeit, mit der sie ein halbes Jahrhundert lang dem russischen Vernichtungskriege Trotz boten. Noch sind die Zeiten nicht ferne, da sie in Eisen gepanzert auf ihren flinken Rossen plötzlich in die Ebenen hinabzusprengen pflegten, die Ernten zerstörten, die Dörfer verbrannten und mit Menschen, Vieh und sonstiger Beute wieder in ihren unzugänglichen Bergen verschwanden, ehe man sich zu ihrer Verfolgung sammeln und ordnen konnte. Erst 1859 ist es Rußland gelungen, den Tschetschena-Helden Schamyl zur Uebergabe zu zwingen, und 1864 auch im Westen den letzten Widerstand zu brechen. (Siehe die Abb. S. 54 und S. 55.) Jetzt ist das Gebirge mit Kosaken und ganzen Reihen von Festungen besetzt, worauf über eine halbe Million Tscherkessen, Tschetschenzen und Tataren mißvergnügt in die Türkei auswanderten.

Auf der Südseite des Kaukasus senkt sich zum schwarzen Meer und den in diesen mündenden Rion das herrliche Mingrelien, das Kolchis der Alten hinab. Keine kahle Stelle verletzt hier das Auge, überall sproßt, keimt, treibt frisches Pflanzenleben. Das mannigfaltigste Grün ergötzt den Blick von Dunkel der Cypresse bis zu dem hellglänzenden Laube des Kirschlorbeers und der Silberpappel, und aus jeder Astlücke lauschen die Purpurtrauben der sie bis an den Wipfel umrankenden Rebenzweige in einer bei uns unbekannten Pracht, Größe und Fülle. Das Kulturvolk aber, das vor 3000 Jahren hier wohnte, ist verschwunden,

Tscherkessen.

Schamyl.

von den Städten und Brücken, die es baute, steht nicht eine mehr. Jetzt wohnen, in den Wäldern zerstreut, unter ihrem Rußland unterworfenen Stammfürsten Dadian einzelne griechisch-katholische Mingrelier, friedlich,

aber ohne alle Strebsamkeit. — Weiter ostwärts erhebt sich in prachtvoller Lage mit dem Blick auf das reizende Rionthal die Festung Kutais, die uralte Hauptstadt Imeretiens. Noch östlicher folgt im Kurthal Tiflis, die Hauptstadt Kaukasiens und Sitz des Generalgouverneurs, früher die Residenz des georgischen Königshauses. Hier regierte vom Ende des achten Jahrhunderts an bis Georgien 1801 an Rußland kam, das Haus Bagration, ein von deportirten Israeliten stammendes Geschlecht, vielleicht sogar Davidischen Ursprungs. Eine Christensklavin wurde schon zu Anfang des vierten Jahrhunderts die Veranlassung zur Bekehrung des Königs und der Königin der Iberer, die hierauf selbst ihre Unterthanen im Christenthum unterrichteten, bis Prediger aus dem römischen Reich kamen. Durch die Iberer lernten wohl auch die benachbarten Völker das Christenthum kennen, denn merkwürdige Ruinen mit allerlei Inschriften geben Zeugniß, daß viele der jetzt muhammedanischen Stämme vor Alters Christen waren. In Georgien oder Grusien liegen, über eine Strecke von 80 Stunden zerstreut, die in den Jahren 1817—19 gegründeten deutschen Kolonien Neu-Tiflis, Alexandersdorf, Marienfeld mit Petersdorf, Elisabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf, denen Alexander I. vollkommene Religions- und Kirchenfreiheit gewährte. — Südlich grenzt Georgien an das russische Armenien, wo fünf Stunden von der Stadt Eriwan der Patriarch der Armenier mit der Synode in dem festungsartigen Kloster Etschmiadsin wohnt. Ostwärts davon liegt im echten Airyane des Alterthums die einst armenische, dann tatarische, jetzt russische Bergfeste Schuscha, durch das hier eine heiße, wenig bewohnte Steppe bildende Tiefland des Kur und Aras von der 40 Stunden entfernten nördlichen Festung Schamachi getrennt. An der Wurzel der durch ihre oft in wunderbarem Glanze leuchtenden Naphtaquellen berühmten Halbinsel Apscheron folgt die Seefeste und Handelsstadt Baku, des in der Nähe aus einer 120′ langen Grube seit den ältesten Zeiten ohne Rauch und Geruch emporlodernden ewigen Feuers wegen zugleich ein Wallfahrtsort der Parsis. Nördlich von Baku zieht sich dem Ufer des Caspi entlang das Daghestansche Bergland hin mit der Festung Derbend am Engpaß der großen Völkerstraße für die asiatischen Einwanderer nach Europa. — Am Nordfuß des Kaukasus dehnen sich ziemlich unfruchtbare Steppen aus, die theils von nomadischen, theils von in kleinen Dörfern angesiedelten Tataren bewohnt sind. Auch hier ließen sich zu Anfang unseres Jahrhunderts auf den beiden Stationen Karaß und Madschar deutsche Kolonisten nieder.

---

7. Anfänge der Basler Mission.

Obgleich schon den seligen Zinzendorf ein reger Missionseifer für die Bekehrung der altchristlichen und muhammedanischen Welt beseelte, waren doch nicht verhältnißmäßig nahe gerückte Deutsche oder Engländer, sondern von fernher gekommene Amerikaner die begnadigten Werkzeuge, welche als Gottes Stunde geschlagen hatte, den kräftigsten Anstoß zur Wiederbelebung des Orients geben durften. Mitgewirkt zur Aussaat des göttlichen Wortes haben indeß auch Engländer und Deutsche in mancherlei Weise, die ersteren hauptsächlich durch die großartigen Leistungen ihrer Bibelgesellschaft, die letzteren mehr durch persönliches Eintreten auf das Arbeitsfeld.

Die blutigen Wogen der napoleonischen Kriege hatten sich kaum gelegt, als die Gründer der Basler Missionsgesellschaft einander das Wort gaben, im Vertrauen auf den Herrn nun Ernst zu machen mit dem Entschluß, mit Hand anzulegen zum Bau des Reiches Gottes. Im Sommer 1816 wurde die Missionsanstalt eröffnet, die zunächst tüchtige Arbeiter für andre Gesellschaften vorbereitete, bald aber selbst auch Jünger in's große Erntefeld hinaussenden durfte, zuerst zu den Tataren, Kalmüken, Baschkiren und anderen Völkerhorden, die einst über die Rheinbrücke ins Elsaß gezogen waren. Schienen doch die deutschen Kolonien in Georgien die ersten Anknüpfungspunkte für die Arbeit unter den Völkern des russischen Asiens zu bieten. 1816

Im Sommer 1821 brachen Fel. Zaremba und Dittrich nach Petersburg auf und erhielten vom Kaiser Alexander nicht nur die Erlaubniß zu ihrem Unternehmen, sondern auch die huldvolle Zusicherung von Hilfe und Schutz. Nachdem sie in Astrachan die türkisch-tatarische und die persische Sprache erlernt, stiegen sie über die großartigen Gebirgslandschaften des Kaukasus hinab ins schöne Georgien, überschritten die Ebene und ließen sich im hochgelegenen Schuscha nieder. Durch Dr. Pfander, Haas und andere verstärkt, eröffneten sie eine Schule, legten einen Leseverein an, druckten und verbreiteten Traktate und übersetzten das Neue Testament ins Tatarische und Neuarmenische, wobei der sprachkundige Armenier Mirza Farruch und die beiden Diakone Moses und Parsegh erwünschte Dienste leisteten. Gefahrdrohend war das Jahr 1826, da der persische Kronprinz Abbas Mirza im Kriege mit Rußland Schuscha 6 Wochen lang belagerte. Schon ver- 1821

theilten die Perser, ihres Sieges gewiß, aus der Ferne die Häuser der Stadt unter sich, auch das neuerstehende Missionshaus, aber die Nachricht von einem nahen russischen Heere verscheuchte die lüsternen Horden. Wie in dieser Bedrängniß, so konnten die Missionare auch in Cholerazeiten die in ihnen wohnende Kraft des Glaubens und der Liebe beweisen.

Die Missionsschulen blühten; eine Anzahl junger, lernbegieriger Priester sammelte sich um Dittrich mit dem Verlangen, in die Schriftsprache und den Schriftsinn eingeführt zu werden. Tausende heiliger Schriften in westarmenischer, persischer, arabischer und türkischer Sprache wurden weit umher verbreitet. Besonders griffen da die Armenier zu. Schon 1830 heißts: „Von den Ufern des caspischen Meeres bis hinab an den Euphrat ist in Tausenden von Gemüthern das Verlangen erwacht, die schönen Tage einer geistigen Wiedergeburt erneuert zu sehen, welche das armenische Volk am Schluß des vierten Jahrhunderts gefeiert hat.“ In der That schien ein hoffnungsvoller Geistesfrühling der armenischen Kirche heraufziehen zu wollen; besonders tief erfaßt waren einige Seelen in Schamachi, wo sich eine Versammlung zu gemeinsamer Betrachtung der h. Schrift bildete.

Aber um so bitterer gährte die Eifersucht der höheren armenischen Geistlichkeit. Als Zaremba 1830 sich in das Kloster Etschmiadsin begab, um die Genehmigung des ins Neuarmenische übersetzten Neuen Testaments einzuholen, mußte er traurigen Herzens mit dem kalten Bescheid heimkehren: „Wir wünschen es nicht.“ Vom Nichtwünschen kam es bald zu energischen Maßregeln und Thätlichkeiten. Die Synode beschloß, die im Volk aufdämmernde evangelische Erkenntniß im Keim zu tilgen, die an das Bibelwort sich Haltenden zu strafen und zu verfolgen. Bald mußte Zaremba die Diakonen Moses und Parsegh nach Tiflis begleiten, um Schutz gegen Mißhandlungen zu suchen. Moses starb dort an einem hitzigen Fieber; Parsegh wurde vor das Synodalgericht geladen und starb im Gefängniß. Nicht genug. Dem Kaiser wurde eine Anklage gegen die Missionare eingesandt, worin ihre Arbeiten als unberechtigte Eingriffe in die armenische Kirche dargestellt waren. Ein Bevollmächtigter des Katholikos erschien in Schuscha, um durch Fluch und Bann die Eltern zu zwingen, ihre Kinder aus den Missionsschulen zu nehmen. Aber eine blieb, und drei weitere wurden von Zöglingen der Missionare auf den Dörfern gehalten. Der Sturm schien sich zu legen, oft kamen selbst Erwachsene, um dem biblischen Unterricht in den Schulen anzuwohnen. „Wir sind in der Wüste aufgewachsen; aber wohl unsern Kindern, die

nun etwas Besseres lernen," äußerte einmal ein Kaufmann, der in der Schule von Miss. Haas ganz Auge und Ohr gewesen war. Schon konnten auch die zuerst gewonnenen Freunde, wie Arakel in Schamachi, Hakub in Baku, Mirsa Farruch und Andere als Missionare unter ihren muhammedanischen Landsleuten betrachtet werden, als 1832 eine neue Klage des armenischen Katholikos von Seiten der russischen Regierung die Weisung zur Folge hatte, die Missionare sollen sich hinfort aller religiösen Einwirkung auf die Armenier enthalten. So hatten sie sich jetzt ausschließlich mit den Muhammedanern zu beschäftigen. Schon 1829 hatte Dr. Pfander in Gesellschaft des englischen Freimissionars Groves eine Untersuchungsreise nach Bagdad gemacht, und Zaremba die persischen und türkischen Provinzen um den Ararat besucht. Noch mehr strebten sie jetzt, sich den Moslemen zu nähern. Sprömberg suchte die Tataren in ihren Hütten auf, Hörnle begab sich unter die südlichen Kurden; Haas ließ sich 1833 in Tebris nieder, da die Gesinnung des Kronprinzen Abbas Mirza die Hoffnung weckte, daß von seiner Seite die Mission eher Begünstigung als Widerstand erfahren werde.

Dennoch war Gottes Wort unter dem armenischen Volk nicht gebunden. Das Neue Testament war indessen in Moskau gedruckt worden, und zerstreute Häuflein der gläubig Gewordenen erbauten sich an demselben; bes. die erweckten Armenier Schamachis standen 1834 schon sehr hoffnungsvoll. Da erschien im Aug. 1835 ein von der Ortsobrigkeit hervorgerufener kaiserlicher Ukas, der jede Missionsthätigkeit der nichtorthodoxen Missionare in den kaukasischen Ländern verbot. Da die Basler Missionare, so hieß es, seit ihrer Niederlassung in Schuscha Niemanden zum Christenthum bekehrt hätten, haben sie sich von ihrem eigentlichen Zweck abgewendet und ihre Augen auf die armenische Jugend gerichtet, was von Seiten der armenischen Geistlichkeit Klagen veranlaßt habe; wollen sie in Schuscha bleiben, so sei ihnen nur die Beschäftigung mit Ackerbau, Fabriken und Gewerben gestattet. Die 1836 eingereichte Gegenvorstellung und Bitte war erfolglos und so blieb den Brüdern nichts mehr übrig, als sich anders wohin zu wenden. Wie tiefe Segenseindrücke aber namentlich Zaremba in Grusien zurückgelassen hatte, zeigte sich ein Menschenalter später in dem unter allen Anfechtungen festbleibenden Häuflein in Schamachi, dem 1865 endlich von der russischen Regierung die Erlaubniß ertheilt wurde, sich zu einer selbständigen evangelischen Gemeinde zu organisiren. *)

1835

1865

*) Siehe den Basler Traktat: Geschichte der Gründung der evangelischen Gemeinde in Schamachi.

Inzwischen war gleich in den ersten Monaten nach der Eröffnung der Mission in Tebris Abbas Mirza gestorben, eine bedeutungsvolle Mahnung, das Werk nicht auf Menschengunst zu gründen. Doch kam auch der neue Gouverneur Haas mit Höflichkeit entgegen. Von direkter Predigt des Evangeliums konnte aber nicht die Rede sein; den Weg hiefür zu bereiten, war die nächste Aufgabe. Und da gelang es denn Haas und dem zu ihm gestoßenen Pfander in unerwarteter Weise, den Samen des Worts in türkischer und persischer Sprache auszustreuen. Diese Arbeit unterbrach 1835 der Ausbruch der Pest, die Tausende wegraffte; da floh aufs Land, wer fliehen konnte; die Missionare aber blieben, und während die Seuche am heftigsten wüthete, trafen auch noch die Brüder Wolters und Schneider bei ihnen ein. Haas hatte nun Gelegenheit, seine medicinischen Kenntnisse zu verwerthen, da alle europäischen wie persischen Aerzte geflüchtet waren. Er stellte seine Dienste dem Gouverneur zur Verfügung, wanderte von Straße zu Straße, um Erquickung und Hilfe in die Hütten zu bringen, und die meisten seiner Kranken genaßen. Dadurch gelangte er zu großem Ansehen namentlich unter den Hohen des Landes; als Zeichen der Anerkennung für seine Verdienste erhielt er sogar einen persischen Orden. Dreizehn Söhne der angesehensten Familien wurden Haas zum Unterricht übergeben; selbst der lernbegierige Bruder der Königin bat ihn zu sich und hoffte, ihn bald als Lehrer des siebenjährigen Thronfolgers einzuführen. Hörnle und Schneider durchreisten Kurdistan und andere Provinzen, während in Tebris der armenische Kolporteur Nikoghos die Bibel- und Traktat-Vertheilung betrieb. Anfangs begegnete dieser keinen besondern Schwierigkeiten; nach und nach aber wurden die Hindernisse und Gefahren, die sich ihm in den Städten entgegenstellten, so groß, daß nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das Leben der umwohnenden Europäer durch die wilden Aufläufe des fanatischen Pöbels bedroht wurde. Als Hörnle
1836 und Schneider 1836 in Ispahan einige Schriften vertheilten, entstand unter den Mullahs und Studenten eine solche Aufregung, daß der Gouverneur, dessen Schutz sie empfohlen waren, sich genöthigt sah, ihre Wohnung bei Nacht mit einer starken Wache zu umgeben. Hätten sie nur Ein Wort gegen den Koran gesagt, so wäre selbst eine noch stärkere Soldatenwache nicht im Stande gewesen, sie vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Nach zweijähriger Arbeit, die wenigstens 3000 heilige Schriften in Umlauf gesetzt hatte, waren die Missionare überzeugt, daß ohne augenblickliche Todesgefahr die Verkündigung des Evangeliums unter den persischen Muhammedanern vorerst noch nicht möglich, auch an den Ge-

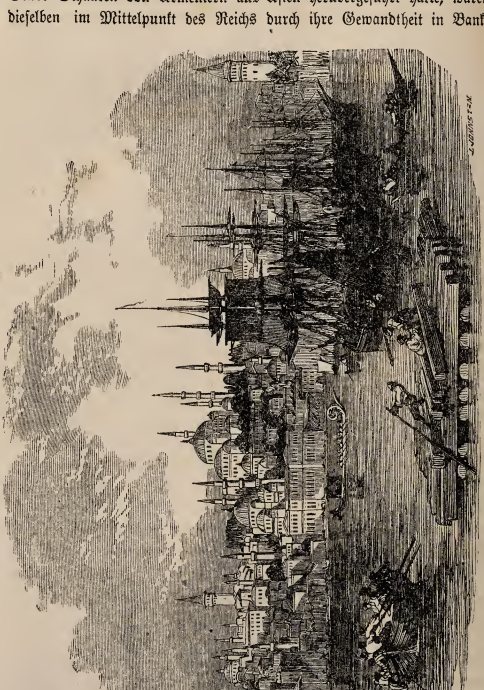
brauch der h. Schrift und andrer christlicher Bücher beim Jugend-Unterricht nicht zu denken sei. Sämmtliche vier Brüder sprachen es offen aus, daß jede heilsame Einwirkung auf die Perser vorerst nur durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht in eigens hiezu errichteten Schulen vermittelt und auf diese Weise das Volk allmählich zur Aufnahme christlicher Wahrheiten vorbereitet werden müsse. Ein solches Unternehmen fanden aber die Basler dem Zweck der Mission doch zu ferne liegend, um nicht lieber ihre Kräfte von muhammedanischen Reichen zurückzuziehen und bereits geöffneten Thüren zuzuwenden. Sie konnten diesen Entschluß um so eher fassen, da eben jetzt die amerikanische Mission aus der Türkei einen hoffnungsvollen Sproß nach Persien hinübergesenkt hatte.

8. Die amerikanische Mission in der Türkei.

Wir haben (Heft I) gesehen, wie 1820 Fisk und Parsons als die Pioniere der amerikanischen Mission im Orient eintrafen, und 1823 mit der Ankunft von Goodell und Bird deren Hauptquartier von Jerusalem nach Beirut verlegt wurde. Die amerikanischen Brüder theilten damals die allgemeine Erwartung, daß der Anfang zur Wiederbelebung des Orients vom Volk der Griechen ausgehen werde. Ihm wandte darum auch Professor King, der drei Jahre hindurch Fisks Mitarbeiter gewesen war, in der Folge ausschließlich seine Kraft zu. Und doch sollte gerade er das Werkzeug werden, die Missionsthätigkeit der übrigen Brüder in eine neue Bahn zu lenken.

Unter den ersten Freunden die sich in Beirut um Goodell und Bird sammelten, befanden sich einige armenische Priester, die zunächst mehr nur nach Licht und Freiheit verlangten. Einer derselben, der Bischof Dionysius, übersetzte das Schreiben, das der scheidende King 1825 an seine Freunde in Syrien richtete, ins Armenische und sandte es Glaubensbrüdern in Constantinopel zu. Ein folgenreiches Blatt, dessen Inhalt die Empfänger wie ein elektrischer Funke durchzuckte. Sie beriefen eine Versammlung in die patriarchalische Kirche der Armenier; der Brief wurde vorgelesen, die auf der Seite angemerkten Schriftstellen verglichen, und die Wirkung davon war nichts Geringeres, als das einmüthige Bekenntniß, ja, es thue eine Reformation der Kirche noth.

Natürlich konnte ein so gewaltiger Eindruck nur hervorgebracht werden, wenn die Gemüther des bisherigen Standes der Dinge bereits müde waren, und dies war unter den Armeniern in Constantinopel der Fall. Seit Muhammed II. zur Wiederbevölkerung der menschenleeren Stadt Schaaren von Armeniern aus Asien herübergeführt hatte, waren dieselben im Mittelpunkt des Reichs durch ihre Gewandtheit in Bank-



Konstantinopel.

geschäften zu einer sehr einflußreichen Stellung gelangt und mit Europa nicht nur in kommerzielle, sondern auch in geistige Berührungen getreten, die sie von ihrem Stammlande aus nie hätten gewinnen können. Die armenische Bevölkerung Constantinopels, heutzutage wohl 250,000 Seelen stark, wurde unter einen Bischof gestellt, der den Titel eines Patriarchen annahm und Seitens der Türken dieselbe politische Gewalt über alle armenischen Unterthanen der Pforte erhielt, wie sie dem griechischen Patriarchen seit der Eroberung verliehen war. In geistlicher Beziehung blieb dieses Oberhaupt der armenischen Kirche in der Türkei dem Katholikos von Etschmiadsin so untergeordnet, daß er das Salböl, welches bei den sakramentlichen Handlungen der morgenländischen Kirche eine große Rolle spielt, nicht bereiten darf, sondern von Etschmiadsin beziehen muß. Die wirkliche Kirchenmacht kam aber je länger je mehr in die Hände der reichen Banquiers und Handwerker, welche als Verwalter der Kirchengüter bei der Wahl der Patriarchen, Bischöfe und Parochialpfarrer den Ausschlag gaben. Unter ihnen nun waren schon längerher Viele der Unwissenheit ihrer Priester überdrüssig und wollten den Erfolgen der römischen Unionsversuche statt der rohen Gewalt, mit welchen die Patriarchen den Abfall vom Glauben der Väter zu hemmen suchten, lieber Verbesserungen in der eigenen Kirchengemeinschaft entgegensetzen. So wurde denn beschlossen, eine Musterschule unter der Leitung des berühmten Pädagogen Peschtimaldschjan, des armenischen Erasmus, zu errichten, in der jeder Geistliche der sich zur Verwaltung des priesterlichen Amtes in der Hauptstadt melde, zuvor einen Kurs absolvirt haben müsse.

All das bewog das Direktorium der Bostoner Missionsgesellschaft, die Missionare Smith und Dwight auf eine Untersuchungsreise in das armenische Kirchengebiet auszusenden. In den Jahren 1830 und 31 suchten dieselben die Armenier in ihren Stammsitzen auf, und veröffentlichten dann eine gewissenhafte Schilderung ihrer Beobachtungen. Das Resultat derselben war, daß sie für das Gedeihen einer evangelischen Mission unter den Armeniern gute Hoffnung hegten, es aber für rathsam hielten, mit Missionsstationen in Konstantinopel, Smyrna und andern Küstenplätzen zu beginnen, von denen aus die ins Innere zu sendenden Boten unterstützt werden könnten. Man sollte auch, meinten sie, nicht eine neue Kirche unter den Armeniern aufzurichten, sondern hauptsächlich durch Schulunterricht so viel evangelische Erkenntniß unter dem Volk zu verbreiten suchen, daß die ganze altarmenische Kirche dadurch allmählich erneuert werde.

So siedelte denn 1831 Goodell (mit der ersten Auflage des armenotürkischen N. T.) nach Konstantinopel über, wohin ihm 1832 Dwight und Schauffler folgten. Der Patriarch empfieng Goodell mit überschwenglichen Höflichkeitsbezeugungen, die sich freilich bald als hohle Redensarten erwiesen. Noch waren die Missionare hauptsächlich mit Sprachstudien und den Vorbereitungen zur Eröffnung einer Schule beschäftigt, als sich im Jan. 1833 ein junger Lehrer von bescheidenem Aeußeren Namens Hohannes der Sahakian bei ihnen einfand. Schon früher durch ein in seine Hände gefallenes Neues Testament aufgeweckt, war dieser junge Mann vor drei Jahren in Peschtimaldschjans Schule getreten und durch ihn weiter gefördert worden. Zusammen mit seinem Jugendfreunde Senakerim, hatte er angefangen, die Sorge für die eigene Seele und die des Nächsten zum ausschließlichen Gegenstand seines Denkens und Trachtens zu machen. Auf Spaziergängen schmolzen ihre Herzen zusammen: sie beschlossen, Christum über Alles zu lieben und nur von Ihm sich leiten zu lassen, aber sie sehnten sich nach einer Gemeinschaft von auch nur dreißig Seelen, die desselben Sinnes wären.

Unter einem Baume auf einem Hügel über der Sultanstadt beschlossen sie, in Gottes und Jesu Namen Hand an die Reformation ihres Volkes zu legen. Später waren sie kühn genug, auf den Märkten, in den Khanen und Straßen der Stadt, wohin ihr Beruf Beide führte, sich über diese Gegenstände zu besprechen, so daß Senakerim einmal sagte: „Es ist keine Straße der großen Stadt, wo wir nicht darüber verhandelten." Eines Tages fanden sie die Stelle Matth. 18, 19: „Wo zwei unter Euch Eins werden, um was es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel." Erstaunt sahen sie einander an, dann beteten sie: „O Gott! wir sind eins geworden zu bitten, daß unser Volk erwachen und verstehen möge, daß das Blut Jesu Christi allein von Sünden rein macht." Mit Zuversicht erwarteten sie die Erhörung ihres Gebetes; bald darauf hörten sie von den Amerikanern, wurden als lebendige Christen erkannt, traten in den Dienst der Mission und die Erfüllung fieng an.

Kaum hatten sie eine Weile als Schulmeister erfolgreich gewirkt, als durch die Anklage eines römischen Priesters ein armenischer Juwelier, eine Stütze seiner Kirche, auf die jungen Ketzer aufmerksam wurde. Er gieng zu Peschtimaldschjan, sie wurden vorgeladen, und der Juwelier brachte seine Anklagen vor, eine ganze Reihe. Aber siehe da, Peschtimaldschjan überschüttete den erstaunten Armenier mit einer Flut von Beweisen aus Schrift und Kirchengeschichte für die Rechtgläubigkeit der

Straße in Konstantinopel.

jungen Männer und gegen den Irrthum der Kirche. Zuletzt redeten sie auch noch. Der Juwelier wurde überzeugt und verbreitete mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens die neuen Lehren. Peschtimaldschjan

trat nunmehr etwas kecker auf, starb aber 1838. Der Wartabed Sarkis in der Patriarchenschule wurde bald der Dritte im Kleeblatt der jungen Reformatoren. Um sie schaarten sich noch viele Andere, meist junge Männer, und in Hunderten von Familien erwachten ernste Fragen. Schon 1833 wurde auch in Smyrna ein Missionsposten errichtet und mit ihm eine Missionspresse verbunden; das Jahr darauf wurden Brusa und Trapezunt besetzt. Jetzt eröffneten die Missionare in Pera, der europäischen Vorstadt, auch eine höhere Schule für die armenische Jugend, der bald die ersten Anfänge zum Unterricht des weiblichen Geschlechts folgten. Durch die in diesen Schulen ausgestreuten Samenkörner, wie durch die immer zahlreicher besuchten Bibel- und Betstunden in den Häusern der Missionare und die aus der Presse hervorgehenden Schriften gewann die Mission immer größeren Eingang in die höheren Kreise der armenischen Gesellschaft, und durch die Priester auch in der Masse der Kirche. Selbst der Patriarch schien geneigt.

Natürlich weckte dieß den Widerstand der Bigotten. Doch wehte der erste Sturm nicht aus dem Lager der Altarmenier, sondern aus dem der Unirten. Mit dem Bischof dieser Römischen wetteiferte in Feindseligkeit gegen die evangelische Mission der Patriarch der griechischen Kirche, und wie das in Konstantinopel so leicht geschieht, mischten sich gleich auch politische Ränke ein. Betrachtete man die Missionare doch ihrer englischen Sitten und Schriften wegen als die natürlichen Vorkämpfer des englischen Elements, das damals mit dem französischen und russischen um die Herrschaft im Orient rang! So wurden denn die großen armenischen Handwerker, die bei dem Bau des neuen Sultanspalastes zu Einfluß und Reichthum gelangt waren, dazu benützt, bei Mahmud selbst die Unterdrückung der evangelischen Lehren und wo möglich die Austreibung der protestantischen Missionare aus dem türkischen Reiche zu erwirken. Der eben gegen Muhammed Ali wüthende Sultan glaubte alles, was man den Missionaren schuld gab und bevollmächtigte seine armenischen Günstlinge, zur Ausrottung der Irrlehren zu thun, was sie nöthig fänden.

Nun wurde der versöhnliche Patriarch Stepan durch einen Fanatiker ersetzt, Sahakian (Febr. 39) als Zauberer in den Patriarchatskerker geworfen und dann ohne irgend einen Rechtsspruch mit roher Militärbedeckung nach dem ferneren Kaisarieh ins Exil geschickt. Andere Lehrer, Priester und Bischöfe hatten ein ähnliches Schicksal. Ein Banquier, welcher sich der Sache des Evangeliums günstig gezeigt, wurde für wahnsinnig erklärt, ins Irrenhaus gesperrt und nur gegen bedeutende

Geldopfer wieder losgelassen. Ein Ferman des Sultans legte dem griechischen, wie dem altarmenischen Patriarchen ans Herz, wohl zuzusehen, daß sich in ihre Herden nicht „fremder Einfluß“ und „Ungläubigkeit“ einmische, worauf im April beide Patriarchen ein Interdikt gegen allen Umgang ihrer Glaubensgenossen mit den evangelischen Missionaren erließen, deren Bücher sie schon vorher auf's strengste verboten hatten.

Eine Weile sahen sich die amerikanischen Brüder von ihren meisten Anhängern verlassen, aber so schnell die Wogen der Verfolgung gewachsen waren, sollten sie sich auch wieder legen. Am 1. Juli 1839 starb Sultan Mahmud ohne noch die Niederlage seiner Armee bei Nisibis erfahren zu haben, und sein jugendlicher Nachfolger Abdul Medschid, dem der europäisch gebildete Minister Reschid Pascha zur Seite stand, bezeichnete den Anfang seines nur durch das Einschreiten der christlichen Mächte ermöglichten Regiments durch die Proklamation des Hattischerifs von Gülhane (3. Nov.), worin allen osmanischen Unterthanen ohne Unterschied der Religion Sicherung des Eigenthums und der persönlichen Freiheit, bessere Steuervertheilung und andere Reformen versprochen wurden.

Zum Jubel des niedern Volks, das er hart gedrückt hatte, mußte der Patriarch Hagop nun sein Amt niederlegen und Stepan wurde zurückgerufen. Die Synode beschloß die Freilassung der Gefangenen mit Ausnahme Sahakians, als des Führers der Evangelischen. Auch ihm aber öffneten sich im Mai 1840 die Pforten des Gefängnisses auf Befehl des Sultans, bei dem eine seiner Tanten, durch ihren englischen Arzt vom Stand der Dinge unterrichtet, Fürsprache für den Verfolgten eingelegt hatte. Und nun zeigte sich erst recht, wie weit das Evangelium schon in die Familien eingedrungen war. Neue Keime entfalteten sich allenthalben aus den vom Wind umhergestreuten Samen, Priester kamen heimlich und forschten im Neuen Testamente; Bekehrungen folgten auf Bekehrungen; die Missionare wagten ein Seminar für Lehrer zu eröffnen; selbst Bischöfe fiengen an, gegen die Anbetung der Maria zu predigen; die Bücher (seit 1841 auch das A. T.) wurden gerade, weil man so viel von den neuen Ansichten und ihrer Unterdrückung hörte, eifrig und in immer weiterem Kreise gelesen. Schaaren armenischer Prediger, von denen viele den Missionaren nicht einmal bekannt waren, durchzogen Städte und Dörfer und wagten sich sogar in die Straßen der Hauptstadt. Selbst Mönche, Einsiedler und Nonnen schlossen sich dem Häuflein der Erweckten an, und fanden in ihrer Gemein-

schaft den Frieden, den sie auf dem Wege der Werkgerechtigkeit vergeblich gesucht hatten. Durch das Eintreffen neuer Sendboten aus Amerika war die Mission in den Stand gesetzt worden, von Trapezunt aus in das Herz Armeniens vorzudringen und eine Station in Erzerum zu gründen. In Konstantinopel gewann Dwight allmählich so viel Vertrauen in den armenischen Familien, daß trotz der Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts ein besonderer Gottesdienst für Frauen, den er anfieng, Anklang fand und zahlreich besucht wurde.

Erzerum.

Es konnte nicht fehlen, daß angesichts eines solchen Gnadenwerks auch der Feind sich regte. Noch ehe er seine Minen springen ließ, waren ihm aber bereits die Grenzen gesteckt, wie weit er gehen durfte. Im Aug. 1843 nämlich wurde ein junger Armenier, der sich zum Islam hatte verlocken lassen, aber zum Christenthum zurückgekehrt war, auf einem Platz der Stadt enthauptet und drei Tage lang, den Kopf zwischen den Füßen, ausgestellt, weil er um keinen Preis Christum zum zweiten Mal verleugnen wollte. Diese That wurde der Anlaß zu einem der Pforte von den europäischen Regierungen (1844) abgenöthigten Befehle, solche Rückkehrende künftig ungekränkt zu lassen. Weder die europäischen Gesandten noch die türkische Regierung ahnten damals, von welcher Bedeutung für Tausende von Armeniern das ihnen hiemit zugestandene Recht der Gewissensfreiheit bald werden sollte; erst heiße Anfechtungen lehrten die Armenier selbst es ganz begreifen. Bereitet wurden ihnen diese Glaubensproben durch den 1844 ans Ruder gekommenen neuen Patriarchen Mattheos, einen hochbegabten Mann, der früher selbst einmal angeweht worden war vom Hauch des Evangeliums, aber nach dem Zeugniß seines Lehrers Peschtimaldschjan schon als Jüngling der Kraft entbehrt hatte, den Lockungen des Ehrgeizes zu widerstehen. Jetzt, da er zur höchsten geistlichen Würde gelangt war, beschloß er, die Protestanten zu opfern, wenn sie sich nicht vor ihm beugen wollten.

Nicht mit offenen Gewaltmaßregeln, sondern ganz still und schlau fieng er seinen Feldzug an. Er bedeutete heimlich die reichen Gönner der Bekehrten, diesen ihren Schutz zu entziehen, so daß dieselben sich plötzlich ohne Brot und Arbeit sahen. Bitten und Vorstellungen halfen nichts, wenn die Betreffenden nicht versprachen, von der Predigt der Missionare wegzubleiben. Doch bald fand Mattheos weitere Maßregeln nöthig, da auch viele Priester das lautere Evangelium verkündeten. An einem dieser letzteren wenigstens sollte ein abschreckendes Exempel statuirt werden. So versammelte denn der Patriarch am 25. Jan. 1846 seine Gemeinde zu einem feierlichen Gottesdienste, in welchem die Bannbulle ge-

gen den eifrigen Wertanes verlesen wurde. „Wir treiben ihn aus und verbieten ihm als einem Teufel und Kind des Teufels in die Gemeinschaft der Gläubigen einzutreten," hieß es darin. Zugleich donnerte Mattheos in seiner Predigt gegen die Protestanten und befahl jedem Armenier, sich von diesen Neusektirern zurückzuziehen, selbst wenn es der eigene Bruder oder Sohn wäre; alle Khan- und Hausbesitzer aber forderte er auf, sie aus ihren Wohnungen zu entfernen. Ueberall, wo Evangelischgesinnte sich zusammengethan hatten, wo die Schrift gelesen oder der Sonntag ernster geheiligt wurde, mußte nun Kirchenrevision gehalten werden. Wer das neue, eigens hiefür aufgesetzte Glaubensbekenntniß nicht unterschrieb, verfiel allen erdenklichen Plackereien. Man stieß die Protestanten aus den Zünften der Handwerker aus, verbot den Bäckern und Wasserträgern, ihnen Brot und Wasser zu verkaufen, und drohte den Hausbesitzern, die sie aufnehmen würden, mit der Rache des Patriarchen. Bald waren in Konstantinopel mitten im Winter 200 Personen aus ihren Wohnungen vertrieben. Nur schwer konnten die Missionare mit Hilfe der damals noch wenig zahlreichen evangelischen Freunde für diese verfolgten Glaubensbrüder ausreichend sorgen; doch gelang es schließlich, sie in einigen großen, nahe bei einander liegenden Räumlichkeiten unterzubringen. Das hatte den nachhaltigen Segen, daß Brüder, die vorher in der ungeheuren Weltstadt weit zerstreut gelebt und einander kaum gekannt hatten, jetzt eine Reihe von Monaten wie die ersten Jünger einmüthig bei einander sein und einander in Gebet und Ermahnung stärken konnten.

Die in Konstantinopel begonnene Verfolgung verbreitete sich schnell auch in die Provinzen, wo mancher früher mild aufgetretene, ja freundlich gesinnte Bischof sich herbeiließ, den Willen des drohenden Patriarchen zu thun, um nicht selbst in den Verdacht der Ketzerei zu fallen. Stockschläge und Steinwürfe regneten auf die Protestanten, wenn sie sich auf den Straßen zeigten. In Trapezunt wurden alle evangelischen Bücher, die man finden konnte, von der armenischen Geistlichkeit verbrannt und die Bastonade (siehe die Abb. S. 70) sowie andere Torturen angewendet, um die Rückkehr zum alten Aberglauben zu erzwingen. Aehnliches geschah in Erzerum, Smyrna und Brusa. Zwar setzte der englische Gesandte Stratford Canning beim Sultan die Ausfertigung von Befehlen durch, welche den Protestanten so lange Duldung versprachen, als sie ihre Pflichten gegen die Pforte nicht vernachlässigen würden; aber unter schwerem Druck blieben sie trotzdem doch. Im Juni 1846 erließ der Patriarch sogar eine neue Exkom-

Bastonade.

munikationsbulle gegen die evangelisch Gesinnten, die jährlich öffentlich in allen armenischen Kirchen verlesen werden sollte.

So drängten denn die Umstände zu einem Schritt, den die amerikanischen Missionare von Anfang an hatten vermeiden wollen, dem namentlich Goodell, der Vater der armenischen Mission, abgeneigt war, nämlich die Bildung einer getrennten Gemeinde evangelischer Armenier. Viel lieber hätte Goodell eine Reformation der ganzen armenischen Kirche gesehen, als das Ausscheiden eines solchen Häufleins. Wie weit entfernt von aller kirchlichen Engherzigkeit er war, zeigt am besten ein Brief, in dem er sich 1840 einmal über seinen Standpunkt zu bloßen Formfragen aussprach: „Wo in aller Welt gäbe es ein Land ohne Vorurtheile? Auch unser Neuengland ist nicht frei davon. Habe ich Kinder der hier ansäßigen Protestanten zu taufen, so muß ich all den verschiedenen Vorurtheilen Rechnung tragen, die sie von Hause mitgebracht haben. Manchmal habe ich das Chorhemd anzuziehen, manchmal es wegzulassen; der Eine wünscht eine weiße, der Andre eine schwarze Halsbinde. Ein paar Mal habe ich über dem Täufling schon das Zeichen des Kreuzes gemacht, in andern Fällen

verbittet man sich „solch römische Ceromonien.“ Den Einen thue ich leicht zu viel, den Andern zu wenig, und Jeder hält seinen eigenen Standpunkt für den allein maßgebenden. Die Einen möchten alles so wie in Neu-, die andern gerade so wie in Alt-England haben, während ich die Bräuche des ersteren vergessen, die des Letzteren nie gekannt habe. Mir selbst hat jede Form nur in so weit Werth, als ich sie zur Erbauung und Belehrung der Hörer nutzbar machen kann. Wenn ich ein Kind bekreuze, gibt mir das Veranlassung, Dinge zu sagen, die ich sehr gerne den Versammelten ans Herz lege. Könnte ich dadurch aufmerksamere Hörer gewinnen, so hätte ich selbst kein Bedenken, die hohe armenische Mütze zu tragen; nur wenn man daraus eine Bedingung zur Seligkeit machen wollte, würde ich mich wehren.“

Aber wie die Dinge einmal lagen, zeigte Gott selbst den einzig möglichen Weg zur ferneren Bedienung der Seelen mit dem Wort des Lebens, und Goodell konnte im Juli 1846 schreiben: „Es ist geschehen! Am 1. wurde hier eine evangelische Kirche auf den Grund der Apostel und Propheten erbaut, da Jesus Christus der Eckstein ist. Es war eine feierliche, fünfthalbstündige Zusammenkunft. Vierzig Armenier, worunter drei Frauen, schlossen einen Bund miteinander und mit Gott, und wir erkannten sie im Namen der ganzen evangelischen Christenheit als eine Gemeinde Christi an. . . Nicht uns Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre um deine Gnade und Wahrheit!“ Als ihr erster Pastor wurde Apisoghom am 7. Juli ordinirt und der Gemeinde die Pflicht, ihn zu unterhalten, ans Herz gelegt.

Die türkische Regierung erkannte (15. Nov. 1847) die neue religiöse Gemeinschaft an, und bald folgten die evangelisch gesinnten Armenier in den Provinzen dem in der Hauptstadt gegebenen Beispiel. Verfolgungen blieben freilich noch lange an der Tagesordnung. Hier wurden durch Bestechung falsche Zeugen gewonnen, um die Protestanten in kostspielige Prozesse zu verwickeln oder als Unruhestifter aus ihren Wohnungen zu drängen; dort kam es zu förmlichen Pöbelkrawallen und Zerstörungen des Eigenthums, aber solche Handlungen wurden doch je länger je mehr von der öffentlichen Meinung verdammt und von der türkischen Obrigkeit wenigstens hin und wieder bestraft. Daneben lief das Wort des Herrn fort und weckte Tausende aus dem Schlummer, so daß bis hinein nach Kurdistan und an die Ufer des Euphrat und Tigris ein evangelisches Gemeinlein um das andre erblühte.

In unsern ruhigeren Tagen kann man sich kaum noch ein rechtes Bild machen von allen Schwierigkeiten, mit denen die ersten Bahnbrecher

und ihre Bekehrten zu kämpfen hatten. Feuersbrünste, Seuchen, Kriegsunruhen, Erpressungen der Hausbesitzer, Verfolgungen von Seiten der griechischen und armenischen Geistlichkeit und feindselige Maßregeln der Regierung nöthigten Goodell, innerhalb 29 Jahren sich 33 Mal nach einer andern Wohnung umzusehen. Er war aber der Mann, sich in solche Vorkommnisse allezeit fröhlich zu schicken, und seine Frau zeigte dabei kaum weniger christlichen Heldenmuth als er. Die große Arbeit seines Lebens war die Uebersetzung der h. Schrift aus dem Grundtext ins Armenisch-Türkische. Nachdem er die letzte Revision beendet hatte und ehe er 1865 mit gebrochener Gesundheit in die Heimat zurückkehrte, besuchte er noch einmal den Schauplatz seiner ersten Missionsthätigkeit in Syrien und einige Stationen im Innern. Die Früchte der 43jährigen Arbeit, die er da sehen durfte, erfüllten sein Herz mit Wonne und Dank. War es doch seine selige Aufgabe gewesen, einen Brunnen zu graben, aus dem Millionen frisches Leben und wahre Klugheit schöpfen können! Die Ausdehnung des Missionswerks am Ende seiner eigenen Laufbahn, die in stetem Wachsthum begriffene Bewegung der Geister war ihm so groß, daß er alle Zungen hätte zum Lobe Gottes aufrufen mögen.

Während die in Kleinasien lebenden Griechen am liebsten von ihrer vergangenen Größe zehren oder sich der voltärischen Aufklärung zuwenden, erwies sich in Brusa, Nikomedien, Marsowan, Kaisarieh, Siwas und Trapezunt die Gotteskraft des Evangeliums an Hunderten von Armeniern; ebenso weiter südlich in Marasch, Aintab und Haleb, und weiter östlich in Urfa, Mardin, Diarbekr, Charput, Erzerum, Bitlis und Wan. Auch unter den Kurden fanden dort im Osten die Missionare schöne Anknüpfungspunkte. Ist es schon ein erhebender Gedanke, daß in der asiatischen Türkei jetzt an 260 Orten allsonntäglich die Verkündigung des Wortes Gottes lauter und unverfälscht erschallt, so stimmt ein Blick auf die gesammelten 83 Gemeinden, die jetzt an 6000 Communikanten und 25,000 eingeschriebene Protestanten zählen, das Herz des Missionsfreundes nicht minder zu Freude und Dank. Ihr gehobenes, veredeltes Familienleben, ihre strenge Mäßigkeit, ihr Bildungstrieb und ihr Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes machen sie zu einem Sauerteig, dessen Wirkung auf die Massen der Bevölkerung in manchen erfreulichen Spuren zu Tage tritt. Eine evangelisch gesinnte Partei unter den Altarmeniern erstrebt noch immer eine Reformation der alten Kirche mit Belassung ihrer äußern Organisation; manche fühlen sich der verwandteren Ein-

richtungen wegen auch mehr zur anglikanischen Kirche als zu den congregationalistischen Gemeindebildungen der Amerikaner hingezogen. Das geschah besonders in Diarbekr und Aintab, während anderwärts sich auch freiprotestantische Gemeinden bildeten. Jedenfalls übersteigt die Zahl derer, welche im Herzen Protestanten geworden sind, weit die Zahl derjenigen, welche sich öffentlich als solche bekennen.

Inzwischen hat auch in den letzten Jahren die amerikanische Mission wieder Fortschritte in der einzig gesunden Richtung gemacht, daß nämlich die sich zum Evangelium Bekennenden nicht irdische Vortheile gewinnen, sondern durch Gnade gekräftigt werden, für das Evangelium Opfer zu bringen. Die Amerikaner haben es gewagt, wo sie eine Kirche einrichten, ihr auch die Pflicht aufzulegen und das Recht zu geben, daß sie selbst ihre Prediger berufe und unterhalte. Am Anfang ist da wohl Nachhilfe nöthig; es ist aber die Regel aufgestellt worden, daß von dem Missionsgeld nie mehr als die Hälfte des Predigergehalts gezahlt werden dürfe, und daß dieser Zuschuß jedes Jahr um wenigstens ein Fünftel abnehmen müsse, so daß in fünf Jahren jede Gemeinde auf eigenen Füßen stehe. Das ist etwas Großes, besonders in der Türkei, wo meistens die Leute nicht nur arm, sondern in Folge der langen Unterdrückung auch habgierig sind. Man mußte also einmal ihren Geiz, und dann das Mißtrauen der künftigen Pfarrer überwinden, die nicht sehr bereit waren, sich auf das bloße Versprechen der Gemeinden zu verlassen; endlich hatte man mit dem allgemeinen Widerwillen gegen alles Neue zu kämpfen, der es für unmöglich erklärte, alte Bräuche nur frischweg umzustoßen. Wer aber nur ernstlich die Probe machen wollte, der durfte reichlich die alte Wahrheit erfahren, daß Geben seliger ist als Nehmen.

Zur Heranbildung tüchtiger, selbstverleugnender Diener des Worts wurde 1859 das Predigerseminar in Charput gegründet, in welchem fromme Jünglinge vom 18ten Jahre an Aufnahme finden. Sie studiren 4 Jahre, aber jeden Winter arbeiten sie vier Monate lang in irgend einer Gemeinde als Hilfsprediger, damit ihre Herzen warm erhalten und die künftigen Amtspflichten ihnen recht vor Augen gerückt werden. Die Unpassenden entläßt man, die Besten werden zwar keine Gelehrten, erhalten aber eine gründliche Bibelkenntniß, und jedes Jahr rücken ihrer 10—12 weitere in's Feld, ausgerüstet für den Dienst, der von ihnen verlangt wird. Aus diesem Seminar in Charput gieng auch der blinde Prediger Hohannes hervor, der seiner wunderbaren Bibelkenntniß wegen den Beinamen die wandelnde Konkordanz erhielt. Es war

ihm von seinen Lehrern mehrfach gesagt worden, daß überall diejenigen Missionen, unter deren Bekehrten nicht auch ein Sinn fröhlichen Gebens erwache, es nie zu einem gesunden Wachsthum bringen. Von Einem Dörflein namentlich hatte er gehört, auf das die Mission schon 40,000 Piaster (8000 M.) verwendet, und das in 13 Jahren selbst nur 50 Piaster beigesteuert habe, aber auch kaum irgendwelche Spuren von Leben aus Gott zeige. Gerade in dieses Dorf nun wurde er als Prediger gesandt. Die Missionsgesellschaft wollte etwas über die Hälfte seines auf 1500 Piaster festgesetzten Gehaltes übernehmen, das übrige sollte die allerdings sehr arme Gemeinde bestreiten. Als dieser eine solche Forderung unerfüllbar scheinen wollte, wurde Johannes das Herz schwer bei dem Gedanken: „Wie aber, wenn die Mission einmal ganz aufhören sollte, für die zerstreuten Gemeinden unsres Landes zu sorgen?“ Er betet um Licht und Weisheit, und da wird's ihm: „Ei, wenn du selbst einmal den Anfang machtest, den Zehnten deines Einkommens zum Opfer zu bringen?“ Fast will's ihm unmöglich scheinen, doch er wagt's. Ein paar Amtsbrüder, denen er davon sagt, thun mit, und so legt er am nächsten Sonntag seinen und ihren Entschluß der Gemeinde vor. Das zündet. Alle sind nun auch bereit, ihren Zehnten zu geben, und gleich der erste Ueberschlag desselben beträgt mehr als den vollen Gehalt ihres blinden Lehrers. „Wie kommt es doch,“ hörte man hin und wieder sagen, „daß uns das Geben so sauer schien, und es jetzt so leicht und fröhlich geht?“ — Aermer wurde die Gemeinde dadurch jedenfalls nicht; gleich das erste Jahr war so wunderbar gesegnet, daß sie sich keines ähnlichen zu erinnern wußte. Ihr Beispiel aber und das ihres geisterfüllten Predigers wirkte so anregend, daß in der ganzen östlichen Türkei die Gläubigen sich zur gleichen Steuer verbanden.

Auch den Muhammedanern hat das auf den erloschenen Leuchtern wieder neu angezündete Licht nicht umsonst geschienen. Sonst konnte man in den Häfen des Mittelmeeres wohl den Spruch hören, daß an betrügerischer Schlauheit drei Juden nur Einen Griechen und drei Griechen nur Einen Armenier aufwiegen; um so größeren Eindruck machte darum die Wahrhaftigkeit der bekehrten Armenier. Ein liebliches Zeugniß davon durfte Goodell auf der letzten Reise vernehmen, als er in einem türkischen Kaffeehaus übernachten mußte. Wie Morgens in der lärmenden Schenke kein stilles Plätzchen zu gemeinsamer Andacht zu finden war, meinte Goodell: „Ein Moslem versäumt nie und nirgends die zum Gebet bestimmte Zeit, warum sollten wir's thun?“

So las er denn zuerst einen Abschnitt aus der h. Schrift, dann kniete er zum Gebet nieder. Kaum hatte er begonnen, so schwiegen die schwatzenden Türken. Nun fuhr Goodell fort, in türkischer, statt in englischer Sprache sein Herz vor Gott auszuschütten und namentlich für alle Anwesenden einen Segen zu erflehen. Als er schloß, stimmten auch die Moslemen in sein Amen ein; dann umdrängten sie die Fremden mit der Frage, ob sie Protestanten seien? „Was sind denn Protestanten?“ fragte darauf Goodell seinerseits. Da rief der Eine: „Leute, die keine Lüge sagen,“ ein Andrer: „Leute, die nicht betrügen,“ und ein Dritter: „Leute, die nur an die Bibel glauben und nach ihren Vorschriften zu leben suchen.“ — Auch die Standhaftigkeit der Verfolgten und die Haltung der Bekehrten vor Gericht nöthigte vielen Muhammedanern Bewunderung ab und spornte sie, der Sache näher nachzufragen. Jedenfalls wissen die Moslemen nun, daß es auch andere und bessere Christen gibt, als die ihnen wegen ihres Bilderdienstes und ihrer Unsittlichkeit verächtliche Masse der orientalischen Christenheit.

Direkte Missionsversuche unter den Türken konnten auch nach der von Abdul Medschid verheißenen Religionsfreiheit nur mit äußerster Vorsicht gemacht werden. Durch ein tiefes Sehnen seiner heilsverlangenden Seele war schon 1849 der edle Selim Effendi zu Missionar Schauffler geführt worden; sobald aber die Behörden Wind davon bekamen, suchte man unter großmüthigen Anerbietungen seine Kinder von ihm zu trennen, um sie ganz unter muhammedanischen Einfluß zu stellen und ihn selbst an eine Stätte des Fanatismus zu schicken. Da gelang's ihm, mit seiner Familie auf einem englischen Dampfer nach Malta zu fliehen. Dort empfieng Selim mit seiner schon lange dem Herrn Jesu ergebenen Gattin und deren Schwester die Taufe, und bald darauf auch seine beiden Söhne, nachdem sie gleichfalls Beweise eines lebendigen Glaubens gegeben hatten.

In Folge des Krimkrieges änderte sich die Stimmung der türkischen Regierung und ihrer Unterthanen so, daß im Jahr 1855 Selim Effendi es wagen konnte, unter seinem christlichen Namen Eduard Williams mit den Seinen nach Konstantinopel zurückzukehren. Um zwei Kindlein vermehrt, schlug die Familie ihren Wohnsitz im Dorfe Bebek am Bosporus auf, wo nach Beendigung des Kriegs die Amerikaner ihre Arbeit unter den Türken beginnen wollten. Nach strenger Prüfung von den Missionaren zum Predigen ermächtigt, fieng er 1858 an, seine Landsleute mit dem Evangelium zu bedienen. Durch seine seltene Gabe, auf die ungesuchteste Weise religiöse Gespräche anzuknüpfen

Selim Effendi und seine Familie.

und jedem Gegenstand der Unterhaltung eine geistliche Seite abzugewinnen, fand er sich überall, auf den Dampfbooten, die sich in der Meerenge kreuzen, in türkischen Kaffeehäusern, auf öffentlichen Plätzen, auf der Brücke oder in den Straßen, von Solchen umgeben, die ihn hören wollten, und Viele kamen zu ihm, um in der Stille eine Unterredung fortzusetzen, die öffentlich begonnen hatte. Mit der Zeit wurde ein regelmäßiger Gottesdienst in seiner eigenen Wohnung eröffnet, zu dem sich Türken, Perser und Araber einstellten. Daran reihte sich bald eine Abendversammlung, in der Miss. Schauffler den Zusammenhang des neuen und alten Bundes erklärte.

Inzwischen hatte auch die kirchliche Missionsgesellschaft eine Mission unter den Türken gegründet, ebenso sprachen die Prediger der Ausbreitungsgesellschaft in Pera die Absicht aus, unter den Muhammedanern zu wirken. In ernste Meinungsverschiedenheiten mit den Amerikanern gerathen, deren langsame Arbeit unter seinen Landsleuten ihn nicht befriedigte, trat Williams nun in den Dienst der Ausbreitungsgesellschaft über. Es dauerte nicht lang, bis er diesen Schritt schmerzlich bereute, denn gar manches muthete ihn in seiner neuen Kirchengemeinschaft römisch an. Gerne wäre er zu den Amerikanern zurückgekehrt, allein diese selbst riethen ihm von dem Aergerniß ab, das sich leicht an solche Wechsel hängt.

Nur zu bald sollte sich zeigen, welch richtigem Gefühl die behutsame Art der Amerikaner in Behandlung der türkischen Mission entsprungen war. Der von ihnen widerrathene Verkauf einiger Schriften Dr. Pfanders, welche den Islam offen angriffen und seit einem Menschenalter unter den Muhammedanern Indiens und Persiens Eingang gefunden hatten, erregte 1864 bei der türkischen Regierung solche Mißstimmung, daß einen Augenblick der ganze Bestand der evangelischen Mission dadurch in Frage gestellt war. Im Juli 64 wurden 10 bekehrte Muhammedaner verhaftet und der britische Gesandte, nicht mehr der gewaltige Lord Redcliffe (Stratford) gab die Missionen der Pforte preis. Von da an wurde Williams öffentliche Wirksamkeit sehr beschränkt. Schon am 15. April 1865 verschied er. Auf einem der amerikanischen Mission gehörigen Hügel, der hinausschaut auf den Bosporus, wurde dieser Erstling aus den Türken bestattet. Viele englische, amerikanische, deutsche, armenische, griechische und türkische Freunde waren zugegen. Die Witwe trug ihren Verlust ganz gegen die orientalische Sitte als eine echte Jüngerin mit ruhiger Ergebung und sagte später zu Schauffler: „Wie kann ich Gott genug danken, daß Er uns aus der Finsterniß des Islams erlöst hat! Unter seiner trostlosen Lehre müßte ich jetzt verzweifeln, aber in dem süßen Licht des Evangeliums weiß ich, wohin mein Mann gegangen ist. Ich weiß, daß über ein Kleines ich ihm dahin folgen werde, und unterdessen stützt Gnade mein sinkendes Haupt und erfreut mein trauerndes Herz."

Nur wenige Moslemen sind seither diesem lauteren Vorgänger im offenen Bekenntniß Christi nachgefolgt, denn trotz dem Hatti Humajum (von 1856) steht für einen vom Islam abfallenden Muhammedaner noch immer seine ganze äußere Existenz auf dem Spiel, wenn auch die Behörden nur unter falschen Vorwänden ihm etwas anzuhaben wagen.

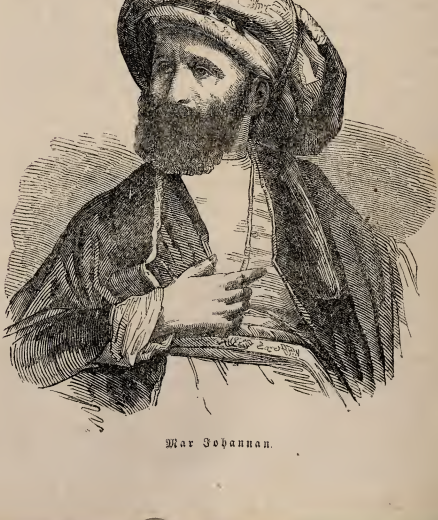
Niemand fühlt lebhafter als die aufgeklärten Muhammedaner selbst, daß der Islam im türkischen Reich mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegengeht, weil einerseits europäische Freigeisterei, anderseits das s. 1820 von der Bibelgesellschaft ausgestreute und den Moslemen in vielfacher Weise nahe gebrachte Gotteswort dem Koran den Boden entzieht. Seinen Geboten zum Trotz füllen sich bereits die griechischen Weinschenken in den Städten mit Muselmanen. Die meisten Professoren an der Universität in Konstantinopel sind ungläubige Franzosen, und der Hang der jungen Türken, fränkische Sitte zu bewundern und nachzuahmen, spricht sich besonders auch in ihrer religiösen Zweifelsucht aus. Wäre die Religion nicht so eng mit allen Staatseinrichtungen verflochten, daß jeder Abtrünnige zugleich als ein Hochverräther erscheint, so träte der von der Jugend eingesogene Unglaube noch in ganz anderer Weise zu Tage. Aber auch nach der Bibel ist, sei es aus bloßer Neugier, sei es aus wirklichem Heilsbedürfniß ein wachsendes Verlangen spürbar,

und namentlich in Kleinasien, selbst unter den Kurden sind viele Moslemen dem Christenthum geneigt. In Konstantinopel hatte Miss. Kölle 1872 mehr Verkehr mit Muhammedanern, als je seit den 8 Jahre zuvor von der Regierung verhängten Gewaltmaßregeln (siehe die Abb. S. 78); gerade er war aber auch schon darauf gefaßt, daß der Fanatismus der alttürkischen Partei im Kampf mit allen diesen neuen Einflüssen über kurz oder lang noch einmal wild aufflammen werde. Hunderte von Muselmanen sind doch schon getauft, so wenig sie wagen dürfen, ihren Glauben frei zu äußern und durch Zusammentreten zu bethätigen. Wie hoch gerade jetzt die Aufregung der Muhammedaner gestiegen ist, wissen unsre Leser aus den Tagblättern. Die Missionare aber, die im Innern wohnen, machen noch ganz andere Schilderungen von den verzweifelten Zuständen des Reichs, als wie sie aus den Handelsstädten zu uns herüberdringen; das Gefühl der Unsicherheit, ja der Hoffnungslosigkeit durchdringt dort alle Stände.

Während es in Constantinopel noch am erträglichsten steht, vermindert sich die Sicherheit von Leben und Eigenthum, je weiter man von christlichen Consuln entfernt wohnt. Die Behörden in den Provinzen fahren fort in ihrer alten Weise die Herde (d. i. die christl. Unterthanen) zu schinden; Bestechung, Raub und Gewaltthat herrschen allenthalben. Wie wenig Menschenleben geachtet werden, zeigte sich in der schrecklichen Hungersnoth, welche 1874 das innere Kleinasien verheerte; die Großen thaten nichts zur Hilfe, noch dankten sie der Mission für das was sie that. So werden den Protestanten leicht doppelte Steuern abgefordert, Jahrelang haben sie auf Erlaubniß zum Bau von Kapellen zu warten; Rechtsverweigerung ist an der Tagesordnung. Und doch macht die Mission glückliche Fortschritte; Hochachtung wird auch von Paschas Missionsärzten gezollt, die wie Dr. West († 1876) in Sivas die Aermsten umsonst bedienen und daneben treffliche Aerzte bilden. Die Seminare in Marsowan, Charput, Marasch senden jährlich so tüchtige Prediger aus, daß deren Arbeitsfelder sich reißend vermehren und auch altarmenische Gemeinden sie einladen in ihren Kirchen zu predigen. Dem großen Gesandten Lord Redcliffe war jedenfalls in seiner langen Amtsführung klar geworden, daß für die Neubelebung des türkischen Reichs das tiefstgreifende und wirksamste von dieser amerik. Mission gethan worden ist, und davon hat er wiederholt Zeugniß abgelegt.

9. Die amerikanische Mission unter den Nestorianern.

Nicht minder gesegnet als die Mission unter den Armeniern war die unter dem nur 150,000 Seelen zählenden Völkein der Nestorianer, zu denen sich Smith und Dwight gleich besonders hingezogen fühlten, als sie auf ihrer Untersuchungsreise auch nach Orumia kamen. Hier galt es in Wahrheit, den Armen das Evangelium zu verkünden, denn einem Perser gegenüber hat ein Nestorianer keinerlei Rechte. Es wird ihm kein Platz im Bazar eingeräumt, somit ist er vom Handel ausgeschlossen, und auch in den Gewerben kann er sich nicht höher hinaufarbeiten als zum Maurer oder Zimmermann. Natürlich waren die wohlwollenden Fremden, die so theilnehmende Erkundigungen einzogen, dem unterdrückten Häuflein hochwillkommene Gäste. Als 1833 dann der Theologe Perkins und kurz darauf der Arzt Grant mit ihren Frauen zur Gründung der Mission eintrafen, wurden sie mit allgemei-



Mar Johannan.

nem Jubel begrüßt. Der Bischof Mar Johannan von Gawalan (siehe die Abb. S. 80) ritt Perkins in vollem Galop entgegen und war bereit, ihn als Sprachlehrer nach Tebris zu begleiten, wo er ein Vorbereitungsjahr zuzubringen gedachte.

Der erste Eindruck der Missionare war ein ungemein günstiger. Wie patriarchalisch muthete sie nicht schon der nestorianische Gruß an: „Gott stärke dich!" Sogar wenn zwei Knaben einander begegnen, ruft einer dem andern zu: „Friede sei mit dir." Für eine empfangene Wohlthat wird mit den Worten gedankt: „Gott schenke dir sein Himmelreich." — Auch in den gottesdienstlichen Formen der Nestorianer hat sich mancher alt ehrwürdige Brauch erhalten. Ihre Kirchen sind meistens tausendjährige halb unterirdische Gebäude, deren niedriger Eingang an die Worte des Herrn erinnern soll: „Die Pforte ist enge ꝛc." Durch Anschlagen an ein Brett wird die Gemeinde zusammengerufen. Die Eintretenden nehmen die Schuhe ab, küssen die Schwelle des Heiligthums, das auf dem Altar liegende Evangelium und endlich die Hand des Geistlichen. Dann stellen sie sich auf die den Boden bedeckenden Matten, und der fast ganz aus Gesängen, Gebeten und Responsorien bestehende Gottesdienst beginnt. Während desselben fällt die Gemeinde öfters zur Erde nieder, macht das Zeichen des Kreuzes und scheint in stilles Gebet versunken. Zum Schluß übersetzt manchmal der Priester einen Abschnitt des in altsyrischer Sprache verlesenen Evangeliums in die heutige Mundart und verbindet damit wohl auch Erklärungen oder Legenden, deren sie eine Menge besitzen. Dann wird die Gemeinde mit dem Segen entlassen. Die Feier des h. Abendmals findet in äußerlich würdiger Weise statt. Albern sind die Hochzeitscermonien, die Begräbnisse dagegen haben viel Schönes. Im Hause des Verstorbenen, auf dem Wege zum Gottesacker, am Grabe selbst und bei der Rückkehr nach Hause werden Gebete gesprochen, und die Grabliturgie hebt mit Nachdruck hervor, daß der Mensch Buße zu thun und Christum anzunehmen habe, ehe er über die Brücke des Todes gehe, denn jenseits derselben sei kein Raum mehr dazu. All das aber leider in einer todten Sprache.

Sobald die Missionare das Volk genauer kennen lernten, schwand ihre Hoffnung auf schnellen Erfolg. Wohl drängten sich bei ihren Dorfbesuchen die einfachen Landleute um sie her, wie einst das jüdische Volk um unsern Herrn; aber wie damals war es nur leibliche Heilung und ein irdisches Reich, was man begehrte. Mit den geschmeidigen Formen ihrer persischen Nachbarn hatten die Nestorianer auch die Laster des

Lügens, des Schwörens und unmäßiger Geldgier angenommen, die ihnen irgend einen Besitz nur um so köstlicher erscheinen ließ, je schwerer er zu erlangen war und je sorgfältiger er verheimlicht werden mußte. Noch mehr als darin zeigte sich die allgemeine Verkommenheit im Zustand der Familien; einzelne lebten sogar in Vielweiberei und die bestochenen Bischöfe drückten das Auge zu. Trotz der strengen Fasten war viehische Trunksucht so allgemein, daß sich niemand darüber aufhielt. Fünfzig Wochen hindurch sündigen, und dann durch fünfzigtägige Fasten dafür büßen, war die allgemeine Religion, und unzüchtige Tänze die beliebteste Form der Geselligkeit. Die Bibel zu berühren erfüllte Jeden mit Grauen; auf sie zu schwören war der heiligste Eid; sie aber zu verstehen und ihr zu gehorchen, begehrte Niemand. Was man von der Wiedergeburt wußte, beschränkte sich auf das Wasser der Taufe.

Die Bergnestorianer auf türkischem Gebiet, zu denen Grant 1839 unter großen Gefahren von Mosul aus vordrang, lebten hinter den himmelhohen schneebedeckten Schutzwehren, welche die Hand des Allmächtigen um sie her aufgeworfen hatte, noch in politischer Unabhängigkeit. Der tiefgewurzelte Haß gegen ihre kurdischen Nachbarn, den deren unaufhörliche Raubanfälle beständig nährten, hatte sie aber, verbunden mit dem Mangel an aller wahrhaft geistlichen Leitung zu eben solchen Wildlingen gemacht, wie ihre muhammedanischen Feinde, denen sie alles Böse reichlich vergalten. Die Sorge für die immer aufs Neue bedrohte leibliche Existenz seiner Pflegebefohlenen beschäftigte den Patriachen mehr als die für ihre Seelen, wenn er auch seinen Stutzer nicht sowohl trug, um sich der Kurden, als der im Gebirg hausenden Bären, Wölfe, Hyänen und Wildschweine zu erwehren. Auch einen Bischof konnte man auf feurigem Roß, das Schwert an der Seite und den Hirtenstab in der Hand einherreiten sehen, oder einen andern sich entschuldigen hören, daß die Nothwendigkeit, unaufhörlich über die Sicherheit seiner Heerde zu wachen, ihm nicht gestatte, lesen zu lernen.

Mit der nestorianischen Geistlichkeit hatten die Missionare natürlich sehr verschiedenartige Begegnungen. Die Einen ergriffen dankbar die dargereichte Hand, andere hielten sich mehr mit unwesentlichen Fragen auf, ausgesprochene Feindschaft aber trat nur höchst selten zu Tage. Sogar der Patriarch Mar Schimun (Simeon) war Anfangs freundlich gesinnt. Die Bekanntschaft von zwei Männern aber erfüllte sie mit ungetrübter Freude. Der Eine derselben war der damals 50jährige Bischof Mar Elias von Gjog Tepe, der gelehrteste Mann des Landes, der allein sich schon bemüht hatte, in seinem Sprengel etwas für Schu-

len zu thun und, als ein brennendes und scheinendes Licht mitten in ein ungläubiges und verkehrtes Geschlecht hineingestellt, auf das Heil Gottes wartete. Der Andere war der Priester Dunka, der als kleiner Knabe im Gebirge von einem Oheim im Lesen unterrichtet, vom Vater aber hart angelassen oder gar geschlagen worden war, wenn er später über seinem Manuscript ertappt wurde, und es dennoch nicht lassen konnte, beim Hüten der Herden die edle Kunst fortzutreiben.

Priester Dunka.

Mar Elias.

Die erste vorbereitende Arbeit bestand in der Anfertigung einer Anzahl von Karten in der bis dahin noch nie zur Schriftsprache erhobenen, mit viel türkischen und persischen Wörtern versetzten syrischen Volksmundart. Die Schule begann im Januar 1836 mit sieben Knäblein in einem Keller; der Keim des nachmaligen Seminars. Zwei Jahre später gelang es Frau Grant, eine Anzahl Mädchen zu sammeln, der

Keim des Töchterseminars. In Beziehung auf Unbotmäßigkeit, Unordnung und boshafter Streiche glich jedes dieser Mädchen Anfangs einem kleinen Kobold, aber bald zeigten sie sich überraschend fügsam. Im ersten Missionsjahr wurden drei Dorfschulen eröffnet; im zehnten waren deren 70 ins Leben getreten. Sonntagsschulen folgten, und sobald die Missionare der Sprache mächtig genug waren, auch die regelmäßige Verkündigung des Worts zu Hause und auf Reisen. Eine nestorianische Kirche nach der andern öffnete sich ihnen, und oft wallte ihnen das Herz, wenn sie in diesen einfachen Denkmälern früherer Jahrhunderte ihren Platz zwischen Bischof und Priester einnehmen und der Kopf an Kopf auf dem Boden gelagerten Gemeinde das Wort des Lebens verkünden durften. Sehr leicht konnte es sich dabei aber auch treffen, daß ein Priester von ziemlich zweideutigem Charakter neben dem Missionar saß und wenn dieser ausgestammelt hatte, mit erstaunlicher Fertigkeit im Herbeiziehen von Bibelstellen das Gesagte bestätigte. Hätte der Redner seine Grundsätze auch durch das Leben bethätigt, so hätten seine Ermahnungen an die Herzen dringen müssen, so aber stumpften sie das Schwert des Geistes nur ab.

Ein großes Hemmniß war, daß etwa die Hälfte der Missionsgeschwister immer krank war. Einmal rafften in fünf Wochen die Masern fünf Kindlein aus ihrem Kreise weg. Der erste Todesfall war der Heimgang von Frau Grant. Nur 25 Jahre alt wurde sie abgerufen, nachdem sie zu den umstehenden Nestorianerinnen gesagt hatte: „Christus ist mein Alles. Wenn sich ein Wunsch in mir regt, noch länger zu leben, so ist es nur euretwegen.“ Gewiß wurden durch ihre opferfreudige Liebe und ihr triumphirendes Ende manche Herzen auf die Gnadenarbeit des Geistes vorbereitet. — Nach wenigen in der Stadt verlebten Jahren wurde eine Gesundheitsstation unerläßliches Bedürfniß. Man erwählte hiezu das Gebirgsdörflein Seir auf einer 1000′ über die Stadt und 5000′ über den Meeresspiegel emporragenden Höhe. Dort ist jetzt das Seminar für die jungen Leute, dort auch der kleine Friedhof, der die Leiber der entschlafenen Missionsgeschwister birgt. Durch diesen Ortswechsel für einen Theil des Jahrs und das Beziehen eines sich über das Erdgeschoß erhebenden Stockwerks in den Stadtwohnungen besserte sich der Gesundheitszustand so, daß er dem amerikanischen nun durchschnittlich gleichkommt.

Die Zahl der Arbeiter wurde wiederholt durch sehr tüchtige Kräfte verstärkt. So rückten im Jahr 1837 Holladay und Stocking; 1840 Dr. Wright und der Drucker Breath; 1843 David Stoddard

und Fidelia Fisk nach. Große Bewunderung erregte unter dem Volk die 1840 anlangende Presse. In stummem Staunen und Entzücken standen die Leute umher, als die gewandte Hand des amerikanischen Setzers in rascher Reihenfolge die ersten Druckbogen eines Traktats hervorzog. Unwillkürlich neigten sich alle Anwesenden und riefen endlich in freudiger Verwunderung: „Ehre sei Gott!“ Schon war die h. Schrift so weit übersetzt, daß man mit dem Druck von einzelnen Theilen derselben beginnen konnte. Einige der tüchtigsten der eingebornen Geistlichen hatten dabei geholfen und erhielten jetzt den Inhalt ihrer wenigen vergilbten Manuskripte in einer allen verständlichen Sprache ins Tausendfache vervielfältigt zurück. Schnell wurden nun auch die Schulen mit den nöthigen Lehrmitteln versorgt.

Als 1843 Frl. Fisk eintraf, wurde die Töchterschule in Oromia in eine Erziehungsanstalt verwandelt, deren leitender Grundsatz es blieb, ihre Zöglinge durch keine Scheidewand in Nahrung und Kleidung von dem Kreise zu trennen, in dem sie später wirken sollten. Schon vorher aber hatte man sich nicht mit der Arbeit an dem nachwachsenden weiblichen Geschlecht begnügt, sondern auch die Mütter zu gewinnen gesucht. Und wohl that es noth, sich dieser Armen anzunehmen. Der Mann war der Tyrann, das Weib die Sklavin Aller, die inmitten der häufig vorkommenden Gezänke die härteste Arbeit zu verrichten hatte, oft mit der Aussicht auf Schläge, und bereit, sobald die Gelegenheit sich darbot, mit Flüchen und Scheltworten, ja mit Kratzen und Faustschlägen zu antworten. Die Ausbrüche ihres Zorns waren fürchterlich. „Keiner, der ihre gellenden Stimmen gehört oder ihre wüthenden Geberden gesehen, wird sich wundern, warum die Alten die Furien als weibliche Wesen darstellten. Es ist unmöglich, eine solche Scene zu beschreiben. Das Haar der Rasenden flattert im Winde, und die herumschwirrenden Steine und Erdschollen scheinen nur die Verkörperung des höllischen Geschreis und Geheuls zu sein, das die Luft erfüllt.“ Konnte die Gekränkte sich nicht in dieser Weise Luft machen, so kehrte sie nur noch erbitterter und zertretener auf das Feld oder in den Stall zurück. Wenn die Männer im Kreise herumsaßen und auf einem vor ihnen ausgebreiteten Ziegenfell die Schüssel stand, aus der jeder mit seinem großen Holzlöffel schöpfte, durften die Frauen nicht theilnehmen an ihrer Mahlzeit, obgleich sie sich nicht wie in Indien mit den Ueberresten begnügen mußten, sondern ihre eigene Schüssel bekamen. Der Schmutz in den Wohnungen war unbeschreiblich; die reinigenden Eigenschaften des Wassers schienen kaum bekannt, denn wiederholt kam es später vor,

daß Mütter, deren Töchter in der Anstalt erzogen wurden, verwundert fragten: „Aber wie macht ihr sie denn so weiß?“ (Die Abbildungen zeigen uns zwei Nestorianerinnen, die eine bei der Arbeit, die andre in ihrem groben Schmuck.)

Nestorianerinnen.

Ein nestorianisches Bauernhaus ist freilich auch nicht dazu angethan, den Sinn für Reinlichkeit zu wecken. Es besteht aus einem einzigen Gemach von Lehmmauern mit der nackten Erde als Boden. Das Dach bildet eine von Pfosten und Balken getragene Erdmasse, die bei nassem Wetter oft eine Art Kothregen durchsickern läßt. Der Ofen ist ein tiefes Loch in der Mitte, das zugleich als Herd dient und mit getrocknetem Mist als Brennmaterial sich begnügt. Eine Oeffnung im Dach läßt etwas Licht ein und dient zugleich zum Kamin. Wände und Dach sind so mit Glanzruß überzogen, daß man glauben könnte, sie seien schwarz angestrichen und gefirnißt worden. In diesem Einen Ge-

mach wohnten gewöhnlich drei bis vier Generationen zusammen unter einem patriarchalischen System, dessen Grundzug in Fluchen und Schelten bestand.

Einen Begriff von den Schwierigkeiten, die unter dem abgestumpften weiblichen Geschlecht zu überwinden waren, geben Frl. Fisks erste Unterrichtsversuche. Sie setzte sich inmitten ihrer Zuhörerinnen auf den Boden nieder und schlug ihnen vor, zuerst einen Vers aus der Bibel vorzulesen und dann Fragen an sie zu richten, um zu sehen, ob sie denselben verstanden hätten. Aber die einzige Antwort, die sie erhielt, hieß: „Wir sind Frauen," d. h. wir wissen nichts. In einer andern Versammlung schien es fast eine Unmöglichkeit, so viel Stille zu erhalten, daß die Stimme der Lehrerin gehört werden konnte. Je mehr sie um Ruhe bat, desto lauter schrie jede der Anwesenden ihrer Nachbarin zu: „Schweig doch!" bis Fidelia endlich einfiel, ihren kindischen Zuhörerinnen die Finger auf den Mund legen zu lassen. „Ehe ich zu ihnen gieng, fühlte ich Mitleid mit meinen armen Schwestern" schrieb sie, „als ich nun aber wirklich in Berührung mit ihnen kam, wurde mir angst und bange, und ich fragte mich, ob in solchen Herzen auch je das Bild Christi eine Gestalt gewinnen könne."

Auch einigen der Brüder wollte fast der Muth entsinken, als ein Jahr ums andre verstrich, ohne daß sie eine wirkliche Frucht ihrer Arbeit sehen durften. Durch Predigt, Unterricht und Presse war weithin der gute Same ausgestreut; Hunderte hatten Lesen gelernt, Dutzende der Geistlichen biblischen Unterricht empfangen, aber eine Regung unter den Todtengebeinen wollte nicht kommen. Mauche Schwierigkeit bereitete dem Werk zudem auch die Eifersucht der Katholiken und die Unduldsamkeit der Regierung. Besonders trübe ließ sich in dieser Hinsicht das Jahr 1845 an. Dunkle Wolken der Verfolgung zogen sich zusammen, und alle Dorfschulen mußten geschlossen werden. Da begann nach zehnjähriger Arbeit endlich die Zeit der Ernte.

Stoddard stand an der Spitze des männlichen, F. Fisk an der des weiblichen Seminars, als im Dec. 1845 sich im Knabenseminar die ersten Spuren eines Gnadenwerks fühlbar machten; im Jan. 1846 wurden auch einige Mädchen davon ergriffen. Am 19. Jan. aber durchwehte ein solcher Geisteshauch beide Anstalten, daß es war, als hätten sich die Fenster des Himmels geöffnet. Schon auf dem Gang zur Predigt hörte Stoddard auf allen Seiten die mit Schluchzen untermischte Stimme des Gebets. Nach einem ungemein feierlichen Beisammensein schloß er die Versammlung, aber keiner verließ seinen Platz.

Als sie es endlich thaten, füllte sich schnell sein Studierzimmer mit gnadenhungrigen Seelen. Dort entrollte er bis gegen Mitternacht einer Abtheilung nach der andern das Evangelium Jesu. Der Tagesanbruch brachte die Wiederholung ähnlicher Scenen. Frühe aus unruhigem Schlummer erwachend, fand Stoddard schon wieder Wartende, die zu Jesus geführt zu werden verlangten. — Zwei Monate hindurch dauerte diese Gnadenheimsuchung mit wachsender Macht in beiden Anstalten fort, bis man 50 Zöglinge als bekehrt betrachten konnte. Bald machte sich die Wirkung davon auch weiterhin fühlbar. Sie erreichte die Lehrer, etliche Priester und Drucker, pflanzte sich dann in die nächsten Dörfer fort, und manche Bekehrung erinnerte lebhaft an die eines Saulus.

Auch ihren Früchten nach schien diese erste Erweckung dem Pfingstfest vergleichbar. Sie gab dem ganzen Missionswerk eine völlig neue Gestalt, wie ein hervorsprudelnder Quell eine persische Wüste zum blühenden Garten macht. Andere Erweckungen folgten und bildeten Jahre hindurch den charakteristischen Zug der nestorianischen Mission. Viele Zöglinge beider Seminare giengen als Lehrer und Lehrerinnen hinaus; zwei Bischöfe und viele Geistliche wurden unter den Gehorsam der Wahrheit gebracht, Hunderte von Seelen für den Herrn gewonnen und auf die ganze Masse des Volkes ein segensreicher Einfluß geübt.

Von welchen Veränderungen auch unter den Frauen Fisk Zeugin sein durfte, zeigt am schönsten der Abschied, der ihr zu Theil wurde, als sie nach 15jährigem treuem Dienst mit gebrochener Gesundheit nach Amerika zurückkehren mußte. Am Tage vor ihrer Abreise von Orumia versammelten sich 70 Frauen in ihrem Zimmer und fragten, ob sie nicht noch eine Betstunde mit ihr haben könnten? Sie antwortete: heute sei sie zu schwach, um die Versammlung zu leiten. Da hieß es: „Das ist nicht nöthig; heute wollen wir Dich tragen.“ Sofort sangen sie ein Lied, und sechs von ihnen ergriffen nacheinander das Wort zum Gebet. Eine von ihnen betete, daß wenn Elias gen Himmel fahre, sie doch Alle seine Rosse und Wagen sehen und seinen Mantel ergreifen möchten, statt hinzusitzen und zu weinen oder ihn in die Gebirge Boten nachzuschicken; besser wäre es, über den Jordan gehen und sich an die Arbeit machen. Sie betete, der Heiland, der seinen Jüngern versprochen, sie nicht Waisen zu lassen, möchte zu ihnen kommen und bei ihnen bleiben, wenn ihre Lehrerin jetzt gehe. Dann gedachte sie der langen Reise, welche die Scheidende vor sich hatte; und bat, daß sie des Tags die Sonne nicht stechen möge, noch der Mond in der Nacht, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoßen und daß, wenn's

durch's Wasser gehe, die Ströme sie nicht ersäufen dürften; um ihr Zelt her aber möchten sich die Engel Gottes lagern, wie um die Bundeslade. Und weiter betete sie, daß auf dem „Feuerschiff" die Flamme sich nicht entzünde, und daß auf dem „Flügelschiff", wenn auch die Wellen sich himmelhoch thürmten und Abgründe bis zur Hölle hinab sich erschlössen, Er sie in Seiner Hand halten und sicher in den Hafen bringen wolle. Endlich, daß alle Angehörigen ihrer Lehrerin, namentlich ihre betagte Mutter, erhalten werden mögen bis zum Wiedersehen, und daß diese dann, wenn sie ihre Tochter in die Arme geschlossen habe, wie Simeon sprechen dürfe: „Herr, nun lässest Du Deine Dienerin im Frieden fahren." — Hier hielt sie inne; fuhr aber bald fort: „Laß die Asche unsrer Lehrerin nicht bei der ihres Vaters und ihrer Mutter, sondern bei der ihrer Kinder ruhen, laß sie zu uns zurückkehren, mit uns den Schall der Posaune hören, und mit uns dem Herrn entgegengerückt werden in der Luft, um alle Zeit bei Ihm zu sein." — Ein geistreiches Gebet um das andere erfrischte die abgearbeitete Lehrerin, bis sie selbst noch einfallen mußte, dem Herrn zu danken für Alles, was Er durch ihren schwachen Dienst bewirkt. —

Lange hoffte und erstrebte man eine Wiederbelebung der alten Kirche, deren Unmöglichkeit erst nach und nach die Erfahrung lehrte. Mehr und mehr mußte man erkennen, daß diese Kirche in ihrer Verknöcherung nur ein Grab wahrer Frömmigkeit, und darum eine Scheidung unvermeidlich sei. Theilweise wurden die Gläubigen hinausgeworfen, theilweise sagten sie sich selbst los. Die Trennung vollzog sich nur langsam, da einerseits die Unduldsamkeit der Regierung große Vorsicht nöthig machte, andrerseits auch die eigenthümliche Stellung der bekehrten Priester und der Wunsch vieler, doch nicht durch einen gewaltsamen Riß den Einfluß auf ihre Angehörigen zu verlieren, möglichstes Zuwarten empfahl. Allmählich kam indeß die Zeit herbei, (1865) da es gerathen schien, selbständige Gemeinden zu organisiren, denen man die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten übergab. Es besteht nun unter 53 eingebornen Pfarrern und 42 Lehrern bereits eine Anzahl solcher, die neben einiger Unterstützung aus der Missionskasse ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst bestreiten, und mehrere andre werden voraussichtlich ihrem Beispiel bald folgen. Schritt für Schritt müssen die gesammelten Gemeinden ihre Lasten auf die eigenen Schultern nehmen, die Vormundschaft der Missionare entbehren lernen und dadurch bekunden, daß deren Werk vollendet ist. Hiezu bedürfen freilich noch Viele des Wachsthums an Kraft, denn die Nestorianer sind zwar ein leicht erregbares,

aber nicht sehr charaktervolles und ausdauerndes Völklein. Sie unter Gottes Segen nach und nach zu der ihnen mangelnden Selbständigkeit zu erziehen, ist darum jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der Missionare, während sie stets bereit sind, jedem aufrichtigen Bruder eine hilfreiche Hand zu reichen, und daneben durch eigene Predigtreisen und treue Kolporteure und Evangelisten allenthalben neue Gemeinden zu pflanzen und in ihrem Seminar tüchtige Lehrer heranzubilden suchen.

Als am letzten Tag des Jahres 1869 Perkins, der wackere Senior, nach 36jähriger Arbeit zur Ruhe seines Herrn eingegangen war, gab der Board folgenden Ueberblick über das von ihm begonnene Werk: „Von 85 Stationen aus wird das Evangelium nun durch mehr als 100 Nationalgehilfen verkündet, worunter 58 ordinirte Prediger. Die Zahl der Gemeindeglieder beläuft sich auf 2400. Die Seminare haben Hunderte von Jünglingen erzogen, deren Einfluß sich in der allgemeinen sittlichen und socialen Hebung des Volks offenbart. Ueber 1000 Schüler besuchen die Tagschulen. Die Presse ist eine Macht im Lande geworden, die stete Zunahme der Beiträge der Gemeinden für Zwecke des Evangeliums (bis zu 563 Dollar) bekundet die wachsende Theilnahme für den Unterhalt von Kirchen und Schulen; 23 der alten Kirchen werden jetzt von evangelischen Gemeinden benützt und nur wenige Dörfer weigern sich, die ihren der Predigt des Evangeliums zu öffnen. Im Ganzen mögen 12—15,000 Seelen unter dem unmittelbaren Einfluß desselben stehen."

Bis jetzt ist die Mission vorzugsweise unter den persischen Nestorianern erfolgreich gewesen. Unter deren Brüdern im wilden Kurdistan, denen Dr. Grant sich zuwandte, erschwerten der ungebrochene Sinn der an kecke Selbstvertheidigung Gewöhnten und blutige Wirren die Arbeit ungemein. Der endlosen Fehden zwischen den kurdischen Emiren unter einander, wie zwischen Kurden und Nestorianern müde, sann gerade damals die türkische Regierung auf Mittel, ihre Macht unter den seither nur dem Namen nach unterworfenen Bergvölkern zu befestigen. Sie begann damit, daß sie Beder Chan, einen der kurdischen Emire, stärkte, sich seine Nachbarn zu unterwerfen. Das gelang, und durch ihn begründete sie nun ihre eigene Herrschaft in der Westprovinz Butan. Jetzt standen nur noch die Nestorianer im Weg. Auch sie zu unterjochen, wurde 1843 ein allgemeiner Angriff gemacht. Beder Chan verband sich mit dem Häuptling der Hakkari-Kurden, während im Südosten von Mosul her türkische Truppen mit einem andern Kurdenstamme standen. Von drei Seiten rückten die Feinde vor,

und zum ersten Mal wurden die für unüberwindlich gehaltenen Bergfesten erstürmt, Kirchen und Dörfer verbrannt oder in die Luft gesprengt und Tausende ihrer Bewohner niedergemetzelt. — Als die Nestorianer 1846 eine Empörung gegen ihre Unterdrücker wagten, erneuerten sich die gleichen Greuel, und so auch 1849 nach dem Tod des Königs von Persien. Seit übrigens 1850 die Türken mit ihren eigenen Heeren in Kurdistan einrückten, in die Festungen Garnisonen legten und

Bergnestorianer.

geordnete Zustände herstellten, haben sich für die Mission neue Thüren eröffnet und einige der lebendigsten Christen, sowie 16 Außenstationen befinden sich jetzt unter diesen Bergbewohnern auf türkischem Gebiet. Für die in den Seminaren gebildeten jungen Prediger und ihre Frauen ist der Auftrag, die milden Ebenen Persiens zu verlassen, um in dieser rauhen Umgebung dem Herrn zu dienen, dem Beruf von Missionaren vergleichbar, welche sich in's unwirthliche Grönland oder in's heiße Westafrika abordnen lassen, aber sie übernehmen denselben mit opferfreudiger Liebe. (Siehe die Abb. S. 91.) — Der anfangs den Missionaren nicht unfreundliche Patriarch wandte sich mehr und mehr von ihnen ab, verfolgte jede freie Regung im Gebirg und dachte sogar daran, sich der englischen Hochkirche in die Arme zu werfen, nur um das Werk der Amerikaner zu hindern; gerade seine Feindschaft wurde aber schließlich die Veranlassung zur Lostrennung der Evangelischen. Hundert Männer von verschiedenen Ortschaften brachten (Okt. 1865) ihre Angelegenheit vor die türkische Behörde, die ihnen die gewünschte Anerkennung als einer eigenen religiösen Genossenschaft freundlich gewährte. Im Bezirk Butan hat sich hierauf 1871 ein ganzes Dorf den Evangelischen angeschlossen, und viele andere verlangen nach Lehrern. —

Noch nach einer andern Seite hin hat sich das Werk ausgedehnt. Als eine direkte Wirkung der in Orumia ausgestreuten Saat ist nämlich an die amerikanischen Brüder der Ruf herangetreten, die Armenier und die muhammedanischen Sekten Nordpersiens mit in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen. Auf vierfache Weise nämlich wird durch die dortige Mission auch die persische Bevölkerung berührt. Da sind einmal die manchfaltigen Begegnungen des täglichen Lebens, sodann ärztliche Dienstleistungen, das Beispiel und Bekenntniß der eingebornen Christen; und endlich die Arbeit der Kolporteure. All diese Einflüsse haben sich schon weithin fühlbar gemacht. Nestorianische Kolporteure haben fast alle armenischen Ortschaften besucht, und in den meisten Fällen neben der jämmerlichsten Unwissenheit ein schreiendes Bedürfniß nach Unterweisung gefunden, denn die Kenntnisse der armenischen Dorfpriester reichen kaum aus, die vorgeschriebenen Gebete im unverständlichen Alt-armenischen zu lesen. Auf die Frage, warum Jesus am Kreuze gestorben sei, antwortete einer dieser Priester verlegen: „Weiß nicht; wahrscheinlich hatte er ein Verbrechen begangen, für das er gestraft wurde.“ Oft waren da die Kolporteure bis tief in die Nacht von ganzen Gemeinden umringt, die verlangend ihren Worten lauschten, und an den meisten Orten widersetzten die Priester sich nicht nur nicht

der Verbreitung der h. Schrift in der Volkssprache, sondern hießen auch Prediger des Evangeliums in ihren Kapellen willkommen. In den Städten scheint ein Geist verständigen Forschens erwacht; in Hamadan namentlich fanden die Kolporteure einen so empfänglichen Boden, daß im Herbst 1870 ein nestorianischer Prediger dorthin abgeordert wurde. (Die Abbildung zeigt uns eine wohlhabende Armenierin.)

Armenische Dame.

Veränderung hat in neuerer Zeit auch in der Stimmung der muhammedanischen Bevölkerung stattgefunden. Nicht selten werden die persischen Vorleser der Missionare, wenn sie über den Marktplatz von Orumia gehen, aufgefordert, doch stille zu stehen und aus dem Neuen Testament vorzulesen. Dutzende von Männern haben im Lauf der letzten Jahre wiederholt die Verkündiger des Evangeliums aufgesucht. Etliche sind zum Glauben durchgedrungen und haben die Taufe begehrt, andere bitten, daß man doch mit ihnen und für sie um den Geist der Märtyrer flehe, denn noch immer steht auf dem Abfall vom Islam die Todesstrafe, und ein bekehrter Perser hat, wenn er seinen Glauben öffentlich bekennen will, keine andere Wahl, als das Land zu verlassen.

Während der furchtbaren Hungersnoth, die in den Jahren 1869 bis 1871 wohl ein Viertheil der Bevölkerung Persiens wegraffte, wurde in Seir der Anfang mit einer kleinen Anstalt für muhammedanische Mädchen gemacht, die hier leibliches und geistliches Brot zugleich erhielten. Keine Stimme hat sich bis jetzt dagegen erhoben, und die An-

Teheran.

stalt verspricht einen lieblichen Fortgang. Der nächste Schritt zur Ausdehnung der Mission war 1873 die Besetzung von Teheran und Tebris. In Teheran fühlt Miss. Bassett tief, wie furchtbar äußer-

lich gerade in der Residenz das ganze Dichten und Trachten der Bevölkerung ist. Möglichst schöne Wohnungen, möglichst kostbare Kleider und Pferde, möglichst viele Schmausereien, das ist's, wonach das Sehnen Aller steht, und was man, wenn's nicht anders geht, durch Lüge, Diebstahl und Betrug erstrebt. Auch Trunkenheit ist sehr verbreitet, und manchem Moslem, der eine gewisse Geneigtheit für's Christenthum ausspricht, ist es mehr um den Wein, als um das Evangelium der Christen zu thun. Bis zum Uebermaß liebt man es wohl, über religiöse Gegenstände zu sprechen, aber in eben dem Grade fürchtet man sich vor Reinigung des Herzens und Lebens. Daneben ist jedoch der Fanatismus in Teheran so abgeschwächt und die persönlich tolerante Gesinnung des Schah so bekannt, daß eine viel freiere Arbeit möglich ist als anderswo. Unbehindert hat Bassett mitten in der Hauptstadt einen Betsaal erbauen können, in welchem täglich in der hier vorherrschenden türkischen Sprache das Wort des Lebens verkündet wird. Dieses Lokal dient zugleich für die Schule, die bis jetzt von etwa 40 armenischen Knaben benützt wird. — In Tebris stieß Miss. Eaton bald auf heftigen Widerstand von Seiten der hohen armenischen Priesterschaft. Auf ihr Anstiften hin wurden einige Muhammedaner, welche den Gottesdienst im Missionshaus besucht hatten, in's Gefängniß geworfen und grausam mißhandelt. Durch Vermittlung des englischen Konsuls erlangten sie aber bald wieder die Freiheit, und seither gieng die Arbeit ungestört fort. Wie in Teheran die Hoflust, so nimmt in Tebris der Handelsgeist die Herzen ein, ein eifriger Evangelist hilft aber dem Missionar an die Herzensthüren pochen und streut auch in der ganzen Umgegend unermüdet den guten Samen aus.

Im J. 1870 hat der amerikanische Board mit der syrischen Mission auch die nestorianische seiner presbyterianischen Schwestergesellschaft übergeben. Damals standen nur drei Theologen und ein Arzt (Miss. Cochran, Coan, Labaree, Dr. Van Norden) und Frl. Dean auf der Hauptstation Orumia. Seither ist der Aelteste von ihnen gestorben und die Andern mußten mit gebrochener Gesundheit heimkehren, so daß lauter neue Kräfte in die Arbeit eintraten, gerade als angesichts der geöffneten Thüren die „nestorianische“ Mission zur „persischen“ erweitert werden konnte. In Orumia aber wirkt der Geist Gottes kräftig fort. Erst im Januar 1876 ist dort sein Wehen auf's Neue in herzerquickender Weise fühlbar gewesen, und mehr und mehr scheint die liebliche Hoffnung berechtigt, daß die Nestorianer zum zweiten Male die Herolde des Evangeliums für Centralasien werden dürften.

Unerwartet ist in allerneuester Zeit nun auch die englisch-kirchliche Gesellschaft zur Gründung einer Mission in Persien geführt worden, nachdem schon lange ehe sich Deutsche oder Amerikaner dort einfanden, einmal eine Anregung dazu an sie ergangen war. Ein englischer Kaplan, der unvergeßliche Henry Martyn war der erste Missionar, der in unsrem Jahrhundert Persien betrat. Um seine in Indien begonnene persische Uebersetzung des Neuen Testaments zu vollenden, kam er 1811 nach Schiras, wo er sich bald von Gelehrten aller Art umgeben sah, welche religiöse Streitfragen zur Sprache brachten. Mit wunderbarer Kühnheit und Macht zeugte er da vor den erstaunten Muhammedanern, die ihn nicht zu widerlegen vermochten, und wandte nach zehn Monaten sich dann heimwärts nach England. Schon in Tokat legte aber der müde Pilger sich zur Ruhe nieder, der Kirche Christi das Beispiel seines apostolischen Eifers für die Rettung unsterblicher Seelen, den Millionen persisch redender Asiaten seine Uebersetzung des Neuen Testaments als Vermächtniß hinterlassend. Die Briefe vornehmer Perser, welche von dem tiefen Eindruck zeugten, den Martyns edles Wesen, seine unerschrockene Freimüthigkeit und seine tiefen, klaren Antworten auf sie gemacht, veranlaßten damals die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft zu Erkundigungen über die Thunlichkeit einer Mission in Persien. Das Resultat war aber ungünstig, und so begnügte sie sich damit, Sorge zu tragen, daß an den russischen Grenzen durchreisenden Personen christliche Schriften in die Hände kämen.

Nun sah sich 1869 der in ihrem Dienste stehende Robert Bruce auf seiner Rückreise aus England nach Indien veranlaßt, in Persien Halt zu machen. Anfangs war es seine Absicht, nur einige Monate dort zu bleiben, um sich in der für seine Arbeit unter den Muhammedanern Nordindiens unentbehrlichen persischen Sprache zu üben. Bald aber sah er, daß auch in Persien sich manche Thüren aufthaten, und auffallend erholte sich dort die Gesundheit seiner Gattin, welche die Heimatluft nicht herzustellen vermocht hatte; so kam es, daß er sich seinen Urlaub von Jahr zu Jahr verlängern ließ. Seine ergreifenden Schilderungen der entsetzlichen Hungersnoth, deren Zeuge er in Ispahan wurde, sind noch in frischer Erinnerung, und ebenso das warme Echo, das seine Hilferufe in Indien, England, und innerhalb Deutschlands besonders in Württemberg fanden, wo der greise Haas für sein liebes Persien warb. Bruce wurde durch die ihm zufließenden Unterstützungen in den Stand gesetzt, 7000 Armeniern und Persern ein Lebensretter

zu werden und ein Waisenhaus wenigstens für einige Tausende von Kindern zu errichten, welche durch die Hungersnoth ihre Eltern verloren hatten. Bei all dem stand ihm der gleichfalls auf dem Wege nach Indien in Persien festgebannt gebliebene Miss. Gordon treulich zur Seite. Später wandte sich Letzterer von Ispahan nach Schiras, wo sich's merkwürdig fügte, daß er in dasselbe Stübchen zu wohnen kam, das vor 60 Jahren Henry Martyns Gebete geweiht hatten. Er wurde von seinem Hauswirthe zu einem alten Manne geführt, der sich Martyns deutlich erinnerte; ob aber gerade in Schiras seit jener Zeit ein merklicher Fortschritt in der Duldung Andersdenkender stattgefunden habe, blieb Gordon nach Allem, was er da sah und hörte, sehr zweifelhaft.

In Ispahan dagegen gieng neben Bruces leiblicher Handreichung auch eine streng davon gesonderte geistliche her, die zu überaus frohen Hoffnungen berechtigte. Gegen 30 Glieder größtentheils aus ziemlicher Entfernung gekommener persischer Familien erhielten durch ihn in der Stille die Taufe. Wird aber auch die Zeit bald kommen, da sie ihren Glauben öffentlich bekennen dürfen? Man hatte große Erwartungen von dem Eindruck gehegt, welchen die auch den Muhammedanern zugeflossenen Unterstützungen hinterlassen werden. Anfangs schienen auch Viele wirklich ergriffen zu sein von der Weitherzigkeit des Christenglaubens. Bei der englischen Hilfe mochte man des bedrohten Handels wegen noch einigen Eigennutz voraussetzen; daß aber auch die fernen Deutschen Persien in der Stunde der Noth beisprangen, während die eigene Landesregierung dem Jammer gleichgültig zusah und die Priester Ispahans alles Geld, das der Schah für die Stadtarmen schickte, selbst einsteckten — das ließ sich doch nur durch uneigennützige Liebe erklären. Hastend scheinen übrigens diese Eindrücke nicht gewesen zu sein; es hat im Gegentheil schon verlautet, daß in der Folge sich bei Vielen eher ein gewisser Neid darüber geregt und bis zum Ingrimm gesteigert habe, daß christliche Völker so viel glücklicher sind als das Volk des Propheten. Auch der Besuch, den der Schah von Persien (siehe die Abb. S. 98) seither an den christlichen Höfen Europa's machte, scheint für das Wohl Persiens und die Sache des Reiches Gottes ziemlich fruchtlos geblieben zu sein, obschon verschiedene menschenfreundliche Vereine ihm in höflichster Weise Lektionen zu ertheilen suchten, vier der großen Missionsgesellschaften ihm eine Bittschrift zu Gunsten der Religionsduldung überreichen ließen, und der König wie sein Gefolge mit persischen Bibeln und Testamenten beschenkt wurde. Dennoch aber ist es dem im Früh-

Nasser ed Din, Schah von Persien.

jahr 1875 nach England zurückgekehrten Bruce gelungen, seine Kommittee zur Uebernahme der von ihm begonnenen persischen Mission zu bewegen.

Auch an Basel ist nach der Hungersnoth die Aufforderung herangetreten, ihre frühere Arbeit in Persien wenigstens durch die Gründung eines Waisenhauses wieder aufzunehmen. Man versuchte dafür 1873 Armenier zu verwenden, welche in Basel ihre Ausbildung erhalten hatten. Da aber einer derselben Persien bald den Rücken wandte, wurde es für das Beste erachtet, den anderen, Melkom Asduadsadrian, der bei den Armeniern guten Eingang fand, zur Stärkung der kirchlichen Mission in Ispahan an diese abzugeben und die deutschen Hilfsgelder auf die Erhaltung von Bruce's Waisenhaus zu verwenden. Näheres von dieser Mission zu berichten, erscheint den zunächst Betheiligten kaum rathsam; sie wird sich wohl noch lange in möglichster Stille durchwinden müssen.

---

10. Die Judenmission im Orient.

Wir können von Vorderasien nicht scheiden, ohne auch noch des alten Bundesvolkes gedacht zu haben, an dessen frühere Geschichte wir auf unsern Wanderungen so vielfach erinnert worden sind. Von den Ufern des Tigris bis zum kaspischen Meere hin wohnen noch heute 50—60,000 Juden an denselben Flüssen und in denselben Städten, wohin ihre Ahnen einst von Assyrern und Babyloniern abgeführt wurden. Bis zum völligen Triumph des Islam war ihr Zustand dort verhältnißmäßig blühend und glücklich. Später, als das persische Reich unter die Herrschaft der Chalifen kam, erfuhren die Juden abwechselnd die Gunst und Ungunst des Hofes; der Zerfall des Chalifats verschlimmerte ihre Lage noch wesentlich. Schwerer vom Fluch getroffen als ihre Brüder in vielen andern Ländern, leben die persischen Juden heute in tiefster Versunkenheit hin. Trotz ihrer Anbequemung an die Landestracht, kennzeichnet sie ein schwermüthiger Zug, und Jedermann glaubt das Recht zu haben, sie zu verhöhnen. Den jüdischen Frauen ist es an verschiedenen Orten verboten, sich gleich den Perserinnen zu verschleiern, und besitzt eine ungewöhnliche Reize, so nimmt irgend ein Perser sie für sein Harem weg. Wieder und wieder macht sich der rohe Volkshaß auch in blutigen Verfolgungen Luft; ihn zu erregen, ist den boshaftesten Judenfeinden kein Mittel zu schlecht. So legten z. B. 1858 einige Muhammedaner einen Leichnam vor die Thüre eines wohl-

habenden Juden und erhoben dann ein Geschrei, ein Muhammedaner sei von den Juden ermordet worden. Wie der Auflauf bedenklich wurde, riefen die vornehmsten Juden die Polizei zu Hilfe. Durch deren Gegenwart ermuthigt, näherte sich nun ein jüdischer Arzt der Leiche, um die Ursache des Todes zu ermitteln. Er fand den Körper noch warm und drückte ihm einige Finger auf den Hals. Da sprang zu allgemeinem

Erstaunen der angebliche Todte auf und rannte davon. (Siehe die Abb. S. 100.) Dießmal war der Anschlag der Feinde vereitelt, obgleich noch länger unter der aufgeregten Bevölkerung Gerüchte von Ermordungen umliefen, welche die Juden begangen oder beabsichtigt hätten. Zehn Jahre später brach in Barfurusch ein Gemetzel aus, in dem viele Juden grausam zu Tode gemartert wurden. Etlichen tränkte man die Kleider mit Naphta und verbrannte sie dann in den Straßen der Stadt. Da der englische Gesandte sich für die Bedrängten verwendete, blicken die persischen Juden mit großer Dankbarkeit zu den Engländern empor; auch in der letzten Hungersnoth wurden sie von ihrem englischen Glaubensgenossen Sir Moses Montefiore kräftig unterstützt.

In Bagdad, wo in der Chalifenzeit der babylonische Patriarch der Juden unter dem Titel Resch-Glutha oder Haupt der Gefangenschaft wie ein weltlicher Fürst residirte, bilden die Juden, 18,000 Seelen stark, noch immer eine reiche, aber ebenso fanatische Gemeinschaft. Nach Constantinopel floh ein Theil der 1492 und 1495 aus Spanien vertriebenen Juden, ihre Nachkommen (Sephardim genannt) sind dort noch stark vertreten. Außer dem in der ganzen Welt vorhandenen Widerwillen gegen die Juden und den gelegentlichen Erpressungen, vor denen im Orient fast Niemand sicher ist, war die türkische Regierung ziemlich freisinnig gegen sie. In Beziehung auf Handel, Industrie und Grundbesitz genossen sie namentlich in der Hauptstadt große Freiheit. Oft wurden ihnen von den Sultanen und Großen des Reichs die Finanzangelegenheiten übergeben; jüdische Aerzte wurden durchgehend am Hofe gehalten und mit Privilegien überhäuft. Die heute in Constantinopel lebenden Juden scheiden sich in 60,000 spanische und 10,000 (Aschkenazim) deutsche und polnische Israeliten. Sonst sind sie am zahlreichsten wohl in Smyrna, wo etwa 15,000 wohnen; unter der türkischen, griechischen und armenischen Bevölkerung zerstreut, finden sie sich übrigens fast in allen Städten der asiatischen Türkei.

Im Jahr 1820 trafen die ersten Judenmissionare in Constantinopel ein. Großes Aufsehen erregte da namentlich der stürmische Jos. Wolff, dessen Bekanntschaft wir bereits in Jerusalem gemacht haben. Die Rabbiner überhäuften ihn mit Flüchen; doch setzte er seine Predigt fort und taufte mehrere Juden, bis ihm vom britischen Gesandten angedeutet wurde, es sei Zeit für ihn, die Stadt zu verlassen, weil eine Anklage gegen ihn bei der Pforte im Werke sei. Schon waren auch englische Bibelagenten da, welche tausende von heiligen Schriften verbreiteten, auch unter den Juden. Als 1826 drei Juden die Taufe er-

hielten, wurden sie alsbald von ihren Volksgenossen der Pforte übergeben, die zwei Jahre zuvor auf katholische Bestechung hin, die Auslieferung und Verbrennung aller von den evangelischen Missionaren verbreiteten Bücher befohlen hatte. Man schleppte die Getauften zwei Jahre lang in schauerlichen Gefängnissen umher und peinigte sie ausgesucht, bis wenigstens einer der Anfechtung erlag. Seit 1831 widmeten sich auch einige Bostoner Missionare, insbesondere Dr. Schauffler, mit Liebe und Hingebung den Juden. Schauffler übersetzte mit Miss. Farman die Bibel ins Spanisch-Hebräische, widmete sich dann aber von 1856 an der muhammedanischen Mission, da für die Juden durch die Sendboten anderer Gesellschaften ausreichend gesorgt war.

Seit 1835 ließen sich nämlich Londoner Judenmissionare bleibend in Constantinopel nieder und harrten trotz der oft an Raserei grenzenden Verfolgungswuth der Juden geduldig aus. Sie hielten Vorträge, theilten Schriften aus, errichteten Schulen, ein Arbeitshaus und ein Spital. Letzteres wird fleißig von den Juden besucht und schafft viel Gutes; die Schulen leeren sich oft plötzlich, wenn ein neuer Fluch auf die Eltern geschleudert wird, die ihre Kinder dahin senden; sie füllen sich aber immer wieder. „Ich ziehe die Missionsschulen unsern eigenen vor," sagte vor etlichen Jahren ein angesehener Jude, „denn dort lernen die Kinder etwas von Gott und von Sünde, von Buße und Glauben, und alle mögliche Wissenschaft ist nicht im Stande, den Mangel dieser Erkenntniß zu ersetzen." Besonders blühend sind die Schulen in der Vorstadt Haskiö, mit denen seit 1865 auch ein Waisenhaus verbunden ist. (Siehe die Abb. S. 103.)

Schon manche in den Missionsschulen unterrichtete Jünglinge sind durch die Taufe in die christliche Gemeinde eingetreten, obwohl es dabei harte Kämpfe setzte. That doch die eigene Mutter eines derselben das Gelübde, sie werde ihren Sohn eines Tages erstechen! — Auch Missionare der Freischotten haben s. 1842 eine Judenmission in Konstantinopel; andere Schotten in Salonichi, in Smyrna die Londoner. Getauft werden da und dort jährlich etliche Juden, noch immer aber meistens unter heftigem Widerstand ihrer Angehörigen, ja zuweilen nicht ohne Lebensgefahr. Um so größer erscheint es dann, wenn einer der Eiferer für das Gesetz sich selbst unter das Joch Christi beugen lernt, was auch vorkommt. So wurde vor Jahren schon ein solcher Saulus an den Auslegungen der Rabbiner über das Alte Testament irre. Je länger er forschte, desto gewisser wurde ihm, daß das Evangelium nur die Erfüllung der Verheißungen sei. Das Ende war, daß er sich zu

Missionsschule in Haskiö.

Jesus bekehrte. Was mußte er aber nicht dann alles leiden, bis er wirklich von seinem Volke los ward! Einmal kam ein großer Haufe in

sein Haus und schrie ihn an, er verdiene lebendig begraben zu werden. Wirklich packten sie ihn, schleppten ihn hinaus und scharrten ihn bis an den Hals in die Erde. Da kam noch zu rechter Zeit die türkische Wache und nöthigte sie, ihn wieder herauszugraben. Ein andermal hieß es: er hat ja solchen Glauben an den Gekreuzigten; wie wäre es, wenn man ihn selbst kreuzigte? Als ihm ein Nagel halb durch die Hand geschlagen war, gab es glücklicher Weise eine Unterbrechung, und ein englischer Arzt heilte die Wunde. Aber alle Habe wurde ihm weggenommen, und seine Gattin einem andern Mann gegeben. Der letzte Versuch, den seine Verwandten mit ihm machten, war wirklich teuflisch. In seines Schwagers Haus bot man ihm eine Tasse Kaffee an. Von einer innern Stimme gewarnt, bot er sie seinem neben ihm stehenden Neffen an. Da

Ein Vergiftungsversuch.

flog im Nu dessen Mutter herbei und schlug dem Knaben die Tasse aus der Hand, daß sie zerbrochen am Boden lag und der vergiftete Kaffee Niemanden Schaden brachte. Dieser Israelite mußte einen andern Ort aufsuchen, wo er seine Brüder dem längst erschienenen Davidssohne zuzuführen sich bemühte. Wie schwer ist aber der Schritt zum offenen Bekenntniß, auch wenn ein Herz in der Stille überzeugt ist!

Im Mai 1872 starb in Smyrna eine Jüdin, deren Schwester und Schwager früher in einer andern kleinasiatischen Stadt getauft worden waren. Auch in ihr war dadurch der Wunsch erwacht, mehr von Christus zu hören. Obwohl Jude, hatte ihr Mann darum ein spanisches N. T. gekauft und ihr wiederholt daraus vorgelesen. Beiden wuchs der Glaube, aber zum Bekenntniß fehlte dem Manne der Muth. Wenn seine Hanna ihn bat, lieber nach Smyrna zu ziehen, wo man den Prediger in der Nähe hätte und rascher lernen könnte, hielt er sie

Eine Taufe in Smyrna.

mit Ausflüchten hin. Nun wurde aber Hanna krank und flehte inständig, sie doch nach Smyrna zu bringen, den Heiland müsse sie jedenfalls vor ihrem Tode noch bekennen. Ihre Bitte wurde erfüllt, und der Missionar verschaffte ihr ein Unterkommen im griechischen Spital, wo sie nach zwei Monaten dahinwelkte; doch war sie jetzt so froh am Wort, und lebte je und je so auf, daß die Aerzte wiederholt Hoffnung auf Genesung schöpften und sie die Taufe in der Kirche zu empfangen erwartete. Am Ende wurde sie doch (21. April) auf ihrem Bett vor mehreren Zeugen getauft und zehn Tage darauf entschlief sie im Frieden.

In der östlichen Türkei und in Persien erhob 1821 der abenteuernde Wolff den ersten Heroldsruf für den Gekreuzigten; später durchwanderte er sogar Central-Asien mit seiner flüchtigen Botschaft. Dann wurde Bagdad 1844 von Sendboten der Londoner Judengesellschaft besetzt. Anfangs wimmelte deren Wohnung von besuchenden Juden, die eine wahre Gier nach Traktaten hatten. Nach der Taufe eines Arztes sprachen aber 1850 die Rabbiner den Fluch über Jeden aus, der die Missionare besuchen würde. Da die Juden in Bagdad das Handelsmonopol haben, konnten sie Jeden ausschließen, der ihnen verdächtig war, und 1856 ließ sichs Einer viel Geld kosten, das Haupt der Polizei zu bestechen, um wahrheitsliebende Juden auf jede erdenkliche Weise zu unterdrücken. Unter diesen Umständen kams nur zu 5 Taufen, daher 1866 die Mission wieder aufgehoben wurde.

Von Bagdad aus war etliche Male auch Persien besucht worden, wobei sichs in rührender Weise zeigte, wie verlangend dort das harte Joch, das sie zu tragen haben, wenigstens einzelne Mühselige und Beladene nach der rechten Trostesquelle gemacht hatte. Als 1852 Miss. Stern Persien bereiste, disputirten einmal etliche Parsis bis spät in die Nacht hinein mit ihm über religiöse Fragen. Unterdessen stand draußen vor seiner Thüre bescheiden ein wartender Jude. Als die Parsis endlich giengen, trat demüthig der Jude ein und bat den Missionar um ein N. T. Doch die Bücherkisten waren alle schon gepakt, da sie früh am andern Morgen fort sollten. Sterns muhammedanischer Maulthiertreiber wollte sie nicht wieder öffnen, sondern schimpfte nur über den Juden und erklärte, selbst wenn die Kiste lauter Korane enthielte und der Jude ein Moslem werden wollte, würde er jetzt um Mitternacht sie nicht wieder aufmachen. Der Jude aber rief: „O ich bitte Sie, geben Sie mir das Buch. Der Thürhüter mag mich hinaustreiben, Ihr Maulthiertreiber mich schlagen, ich habe eben Christum lieb und will seine Offenbarung haben.“ Natürlich packte Stern jetzt selbst

eine Kiste aus und gab dem Juden ein hebräisches Testament. Die Freude des Beschenkten kannte keine Grenzen. Im Ueberschwang seiner Gefühle küßte er bald die Stiefel des Missionars, bald das kostbare Buch, und pries den Geber solcher Schätze.

Ein nestlicher Gruß.

Als etliche Jahre darauf Miss. Brühl nach Persien kam, fand er im Allgemeinen unter den Juden ein großes Verlangen nach Bibeln; viele aber wollten nur Bücher, um sie nachher in den kurdischen Dörfern wieder zu verschachern. Wohlthuend stach von solchen Gästen der Besuch eines Juden aus Bochara ab, der Bücher kaufen und zugleich etwas von der Religion hören wollte, „die ihre Bekenner vermöge, bis an die Enden der Erde zu gehen, um fremden Menschen liebende Theilnahme zu beweisen.“ Wie in Bagdad aber der Fanatismus der Juden selbst kaum eine Evangelisationsarbeit zuläßt, so in Persien der Fanatis-

mus der Moslemen, der auch einem Juden nicht verzeihen kann, wenn er den Glauben der Christen dem Islam vorzieht. Und so wenig wünschen die orientalischen Christen die Bekehrung eines Israeliten, daß sie in den meisten Fällen nicht blos demselben rathen, in seiner bisherigen Gemeinschaft zu bleiben, sondern auch wenn sie einen Juden im Gespräch mit einem Missionar finden, den Ansichten des ersteren unbesehen beistimmen. Hoffen und beten wir, daß Er, der den Schlüssel Davids hat, in Bälde aufthue, was jetzt noch verschlossen ist.

Inhalts-Uebersicht.

		Seite
1.	Kleinasien	4
2.	Armenien und Kurdistan	19
3.	Mesopotamien und Babylonien	27
4.	Die Osmanen	36
5.	Iran	46
6.	Kaukasien	53
7.	Anfänge der Basler Mission	57
8.	Die amerikanische Mission in der Türkei	61
9.	Die amerikanische Mission unter den Nestorianern	80
10.	Die Judenmission im Orient	99

In der **Vereinsbuchhandlung** in **Calw** erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calwer Missionsblatt. Monatlich 1 Bogen in 4° mit je 2 Bildern. In Calw jährlich 1 M.; im Buchhandel 1 M. 60.

Eines der ältesten Missionsblätter in Deutschland, geht das Calwer Blatt noch immer seinen Gang, indem es den Leser auf allen Gebieten der Mission herumführt und unter Berücksichtigung des Neuen und Interessanten ihm einen lebendigen Ueberblick über das ganze Arbeitsfeld eröffnet.

Die früheren Jahrgänge 1828–72 werden in Calw zum herabgesetzten Preis von 20 Pf. p. Jahrg. abgegeben.

Missionsblatt für Kinder. Monatlich 1 Heft in 8° je mit 1 Bild. In Calw 50 Pf., im Buchhandel 80 Pf.

„Reiche Mannigfaltigkeit der gezeichneten Bilder, ein Werkchen, das man abgesehen von der religiösen Bedeutung schon um der Bereicherung der Kenntnisse der Kinder in Bezug auf Land und Leute ferner Welttheile recht verbreiten sollte." (Hess. Kirchenblatt 1874 Nr. 51.)

Die früheren Jahrgänge 1843–1872 sind auf 15 Pf. herabgesetzt, um deren Anschaffung für Sonntagsschulbibliotheken zu erleichtern.

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Monatlich 1 Nummer in 8. In Calw jährlich 1 M. 40., im Buchhandel 1 M. 75.

Die Jahrgänge 1839–1872 sind, soweit noch vorhanden zu je 25 Pf. pr. Jahrgang zu haben.

Missionslieder von Dr. C. G. Barth. In Calw 20 Pf., im Buchhandel 25 Pf.

Missionslieder (33) zum Gebrauch in Missionsstunden. 32. Aufl. In Calw 5 Pf., 100 Ex. 4 M.

Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie, verfaßt von Pfr. Blumhardt in Boll. 3. Aufl. Zwei Bände mit je 3 Karten. 567 u. 604 S. 1863. Beide Bände zusammen in Calw 1 M. 50., im Buchhandel 2 M.

„Es ist ohne Zweifel das einzige Werk, welches uns eine vollständige Uebersicht über das gesammte evang. Missionswesen gibt" 2c.
(Süddeutscher Schulbote 1863 Nr. 15.)

Weitere Schriften des Calwer Verlagsvereins.

Die biblischen Alterthümer. Mit Abbildungen. 616 Seiten. 4. Aufl. des Handbüchleins bibl. Alterthümer. 1871. In Calw 1 M. 40., im Buchhandel 1 M. 80.

„Es ist eine vollständige Umarbeitung des „Handbüchleins" vom Jahre 1851 nach dem Stande der neueren biblischen Alterthumsforschung und wir rechnen es dem Verfasser zum besonderen Verdienste an, daß er die da und dort sich darbietenden Bedenken nicht umgeht, sondern als ein bibelgläubiger Theologe, der eine geschichtliche Entwicklung der Verhältnisse und einen Fortschritt der Offenbarung anerkennt, nach Kräften zu heben sucht."

(Hauck, theol. Jahresbericht 1872, Nr. 3)

Geographie, Biblische, für Schulen und Familien. Vom Verfasser der „Bibl. Alterthümer." Mit Holzschnitten und einer neuen Karte des h. Landes. 9. verb. Aufl. 314 S. 1870. In Calw 75 Pf., im Buchh. 1 M., zu je 12 Ex. 1 frei.

Diese ganz umgearbeitete neue Auflage hat die Forschungen der Palästina-Reisenden bis auf unsere Tage in ihrer Darstellung verwerthet.

Naturgeschichte, Biblische, für Schulen und Familien. Vom Verfasser der „Bibl. Alterthümer." Mit vielen Abbildungen. 8. umgearb. Aufl. 308 S. 1874. In Calw 75 Pf., im Buchhandel 1 M., zu je 12 Ex. 1 frei.

Die biblische Naturgeschichte beschreibt sämmtliche in der Bibel erwähnten Thiere, Pflanzen und Mineralien je nach ihrer Wichtigkeit mehr oder minder ausführlich. Die Umarbeitung dieser 8. Aufl. hat derselbe Gelehrte übernommen, welchem die „Bibl. Alterthümer" und die „Bibl. Geographie" ihre neue Gestalt verdanken.

Handbuch der Bibelerklärung für Schule und Haus. Die wichtigsten Abschnitte der heiligen Schrift in geschichtlichem Zusammenhang ausgelegt, mit übersichtlicher Angabe der nicht erklärten Stellen. 4. Aufl.

Erster Band: Das Alte Testament. Mit 3 Karten. 1030 S. 1861. In Calw 2 M. 25., im Buchhandel 3 M.

Zweiter Band: Das Neue Testament. Mit 2 Karten. 705 S. 1862. In Calw 1 M. 75., im Buchhandel 2 M. 35.

„Das Werk ist entschieden beseelt von evangelischem Geist, lebensfrisch, geistvoll, warm und anregend."

(Höpfner: „Prakt. Wegweiser durch die christ. Volkslit.",

Kirchengeschichte, Christliche, für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. 20. Aufl. 260 S. 1875. In Calw 50 Pf., 25 Ex. gegen baar 10 M. 50.; im Buchhandel einzeln 70 Pf.

In mehr als 20 verschiedene Sprachen übersetzt, bedarf dieser schlichte Umriß der Kirchengeschichte keiner weiteren Empfehlung.

Schriften des Calwer Verlagsvereins in schönen Leinwand-Einbänden mit Goldpressung.

Zu Geschenken nach Inhalt und Ausstattung vorzüglich geeignet.

Die biblischen Alterthümer. Leinwand 2 M.; im Buchh. 2 M. 70.

Christliche Kirchengeschichte. Leinwand 1 M.; im Buchh. 1 M. 35.; einfacher geb. 80 Pf.

Lesebuch der Weltgeschichte.

I. Bd.,	Leinwand	1	M.	60.,	im Buchh.	2	M.	15.
II. Bd.,	„	1	„	60.,	„ „	2	„	15.
III. Bd.,	„	2	„	—.,	„ „	2	„	70.
IV. Bd.,	„	1	„	60.,	„ „	2	„	15.

Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien. Verf. von Pfr. Blumhardt. Mit Abbildungen. 6. Aufl. 324 S. 1870. Leinwand 1 M. 25., im Buchh. 1 M. 70.

Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung für Eltern, Erzieher und Lehrer, zum häuslichen Gebrauch von C. H. Zeller, † Insp. in Beuggen. 190 S. 5. Aufl. Leinwand 1 M., im Büchh. 1 M. 35.

Der neue Robinson, oder die Schicksale des Philipp Ashton während seines erzwungenen Aufenthaltes unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Insel Roatan. Eine wahre Geschichte. Für die Jugend bearbeitet von Dr. G. H. v. Schubert. 4. Aufl. 324 S. Leinwand 1 M. 50., im Buchh. 2 M.

Geschichte von Württemberg. 4. völlig umgearb. Aufl. 294 S. Leinwand 1 M. 60., einfacher geb. 1 M. 40.

Warm, frisch, lebendig und populär geschrieben, verfolgt die Anfänge der Landesgeschichte weiter zurück und behandelt sie ausführlicher als sonst üblich. Die Erzählung ist bis auf unsere Tage fortgeführt, wobei besonders die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in klarer und eingehender Weise besprochen werden.

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Zweites Heft.

Vorderasien.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1876.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset